Pessimisten-...

Otto Kemmer

Pessimisten-Gesangbuch.

Herausgegeben

von

Otto Kemmer.

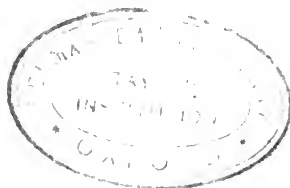
„Der Menschheit ganzer Jammer
faßt mich an.“

Goethe, Faust, I.

„Παμμέλας.“

Homer.





Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1884.



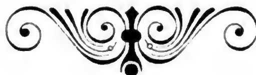
Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Inhalts-Verzeichniß.*)

*) Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind **noch ungedruckte** Originalbeiträge. Die mit einem † bezeichneten Dichter haben bereitwilligst die Genehmigung zur Aufnahme der betr. Dichtungen ertheilt.



Alphabetisches Register.



Alexis Aar.

Herbstlied.

Eh' der Herbstwind heult um's Dach,
Sind die Vögel aufgebrochen.
Blatt und Blüthen, die verwehen,
Mögen sie nicht fallen sehen.
Bange Wochen
Folgen nach.

Lieder schweigen, Spiel und Scherz,
Die wir pflegten froh gemeinsam,
Wie gewonnen sind zerronnen
Auch der holden Liebe Wonnen.
Ernst und einsam
Ward das Herz.

Lebenslust und Kraft verloht.
Nebelhauch umhüllt die Sterne,
Und die Hoffnung geht zur Neige.
Durch die raschentlaubten Zweige
Grüßt von ferne
Schon der Tod.



Der Pilger.

Inbrünstig suchst du den heiligen Gral
Und mußt es verschweigen: das ist die Qual.

Du weißt, nur dort ist das Heil dir bereit,
Und mußt es verhehlen für alle Zeit.

Du darfst keiner menschlichen Seel' es vertrau'n,
Sonst wirst du verlacht von Männern und Frau'n.

Sie dürfen nicht sehn', wie du suchst nach dem Glück,
Sie hielten dich sonst gewaltsam zurück.

Du darfst es nicht nennen, dein Ideal,
Im Munde der Leute, wie klingt es so schal!

Und wird es den Zungen der Menschen zum Raub,
Die treiben's umher wie der Herbstwind das Laub.

Und Vetter und Base hält d'rüber Gericht
Mit Pfaffen und Schelmen und jeglichem Wicht.

Am End' ist's verlästert von Jedermann,
Und du selber verlierest den Glauben daran.



Herbstnacht.

Vor'm Fenster wogen die Nebel und zieh'n
Und hängen wie Schleier über den Sternen.
Unheimlich wimmert der Wind im Kamin
Und klirrt mit den Scheiben verlöschter Laternen.

Es schwanken die Bäume, entblättert und leer,
Wie Todtengerippe und nächt'ge Gespenster.
Der Sturmwind wirbelt ihr Laub umher
Und wirft es, mit Regen vermischt, an die Fenster.

Der Wind ist lustig, — er pfeift und singt!
Doch alles Erschaff'ne verfällt in Beben:
Denn stöhnend und ächzend die Welt durchdringt
Des Todes Triumphlied über das Leben.

Erstarrt ist das Herz wie von eisigem Hauch
Und brütet verlassen in bangem Empfinden,
Als zögen all' seine Hoffnungen auch
Entrissen von dannen, — ein Raub den Winden.



Friedrich Adler.

Lied der Klotho.

Rinne, Faden, rinne
Aus der ernsten Hand:
Statt der Ruh' gewinne
Sturm und Unbestand.

Lust soll dich umschweifen,
Eh' du lernst versteh'n;
Kannst du sie begreifen,
Soll sie schnell verweh'n.

Was du nie verlangest,
Sei dir heiß begehrt;
Was du reich empfangest,
Sei dir ohne Werth.

Was am schnellsten schwindet,
Sei dein höchstes Glück;
Was dein Herz verbindet,
Flieh' vor dir zurück.

Unaufhörlich ringen
Soll des Hirnes Hast,
Nie die Hand vollbringen,
Wie's die Brust erfaßt.

Fremd und irrend schwebe
Durch das klare Sein,
Leeren Träumen lebe,
Selbstgebautem Schein!

Wandle durch den Reigen,
Der sich gierig drängt,
Bis dich einst mit Schweigen
Atropos empfängt . . . .

Rinne, Faden, rinne
Aus der ernsten Hand:
Statt der Ruh' gewinne
Sturm und Unbestand!



Engelbert Albrecht.



Wenn eine Blume still verblüht.

Wenn eine Blume still verblüht,
Die dich den Sommer lang gefreut,
Was siehst du sie so traurig an? —
Sie hat zu blühen nicht bereut.
Sie ließ in's Herz den Tag sich scheinen,
Und zwang die Nacht sie auch zu weinen,
Am Morgen war's in Duft verstreut.

Und ob das Haupt ihr sinkt und bleicht,
Und all' ihr Glanz nun bald verweht;
Es ist ja Freude, die sie bricht,
Daß voll erblüht sie scheiden geht.
Als es die Nachtigall gesungen,
Da ist ihr schönstes Lied erklungen; —
O selig, selig, wer's versteht!



Louis von Arentsschildt.

Abschied.

Ich werde nie die Stunde mehr vergessen,
Als du die Hand zum Abschied mir gegeben.
Da schwand der Lenz hinweg aus meinem Leben,
In Trümmer sank, was ich so froh besessen.

Ein Weh fühlt' ich mein Herz zusammenpressen,
Mein ganzes Sein im tiefsten Grund erbeben,
Mein letzter Wunsch, des Herzens einzig Streben:
Ein tiefer Schlaf im Schatten der Cypressen.

Des Lebens buntverwirrtes Gaukelspiel
Erscheint mir wie des Mummenschanzes Hohn,
Der kalt vorüberzieht an meinen Wegen;

Und todesmüde seh'n ich mich an's Ziel,
Und horche bang, um bei dem letzten Ton
Der Spielenden mich matt zur Ruh' zu legen.



Regenbogen.

Wie oft erhellt vom lichten Sonnenscheine
Der Wolken Nacht in bunten Farben strahlet,
Ein glänzend Licht, ein heit'res Leben malet,
Ob fort und fort der trübe Himmel weine:

So lächelt oft des Menschen Aug' in Thränen,
Und um die Lippen bebt es fast wie Freude,
Indeß das bange Herz vergeht im Leide
Und im unsäglich nie gestillten Sehnen.



Friedrich Bach.

In deiner Stube hängt einsam an der Wand.

In deiner Stube hängt einsam an der Wand
Ein dürrer Blumenstrauß in seid'nem, weichem Band.

Die Blumen, lang' verdorrt, seit Jahren welk und todt,
Es hält sie nur das Band, so fest, so flammend roth!

Das schöne, seid'ne Band, ich sah es an und sann:
„Wie es vom welken Strauß doch nimmer lassen kann!“

Sieh', deine Liebe ist's, die noch die todte Welt
Der blüh'nden Jugendzeit so fest zusammenhält!



Paul Barsch.

Das Urtheil.

Die Welt wollt' ich umschlingen
In heißer Liebesgluth;
Für alles Edle ringen,
Und gält es Gut und Blut!

Ich Thor! Mit kühner Lippe
Sprach ich von künft'gem Glück,
Und schon an einer Klippe
Prallt' machtlos es zurück.

Vorüber, nur vorüber,
O Traum, voll Himmelsglück!
Stets trüber nur und trüber
Umflort es meinen Blick.

Nichts ist zurückgeblieben,
Als nur ein Brief von ihr,
Und d'rin hat sie geschrieben
Das Todesurtheil mir.



Der Edelstein.

Ich kam, ich war so arm und krank,
Ich war so müd', so zukunftsbang,
Da fand ich einen Edelstein,
Den nahm ich in mein Herz hinein.

Er strahlte Himmelswonnenglanz,
Und herrlich war sein Strahlenkranz,
Die Welt war paradiesesschön
In seinem Spiegel anzuseh'n.

Ich hab' ihn stets getreu bewacht,
Mich sein gefreut bei Tag und Nacht, —
Und dennoch, — ach! kann's möglich sein?
Verloren hab' ich diesen Stein.

Und seit ich ihn verloren hab',
Da sehn' ich mich in's kühle Grab,
Mein Herz ist jetzt so leer, so leer,
Nur Stürme brausen d'rin umher.

Nun sitz' ich dumpf und trübe hier,
Die Leute scheu'n sich fast vor mir,
Mein Herz, das ist so liebentseelt,
Seit ihm der Stein der Hoffnung fehlt.



Franz Beaumont.

Das menschliche Leben.

Sowie des fallenden Sternes Zug,
Sowie des Adlers Vorüberflug,
Sowie des Frühlings frischer Kranz,
Sowie der Silberthau im Morgenglanz,
Sowie der Wind vorüberstreicht,
Sowie die Well' im Wasser steigt,
So ist der Mensch; geborgter Schein,
Der schleunig ihm entflieht ist sein;
Die Woge stirbt, es schweigt der Wind,
Den Frühling begräbt der Herbst geschwind,
Der Vogel ist fort und der Thau muß flieh'n,
Es fällt der Stern, und der Mensch ist hin.



Ludwig Bechstein.

An die Natur.

Dir, heilige Natur, dir soll mein Loblied schallen,
Das ich dem Sängerchor des Haines abgelauscht,
Anbetend tret' ich ein in deine Tempelhallen,
Von Blüthenduft umweht, von Waldesgrün umrauscht.

Wie feierlich und schön! Es weht durch alle Räume
Der Lieder süßer Klang, der Quelle Murmellaut!
Und hebt so hoch die Brust, als rauschten Edens Bäume,
Vom Sonnenstrahl beglänzt und perlenüberthaut.

Schon vor Jahrtausenden sang auf dem Purpurthrone
Ein königlicher Held von deiner Herrlichkeit,
Die gold'ne Harfe klingt, und von Isais Sohne
Wird ein unsterblich Lied, dir, o Natur, geweiht.

Und Lieder sind dir schon zu Tausenden erklungen,
Die Kindlein singen dir, dich rühmen Mann und Greis;
Wer hätte je zuviel von deiner Pracht gesungen?
Wer hätte sich, Natur, erschöpft in deinem Preis?

Der Mutter bist du gleich, die Kinder lieb umfangen,
Die brünstig an die Brust den trauten Liebling drückt;
Der Mutter Segenskuß färbt höher ihre Wangen,
Und durch ihr Lächeln sind die Fröhlichen beglückt.

Dein frommer Segen gilt den Menschenkindern allen;
Wenn dein Erwachen ruft zum Jubel Flur und Hain,
Muß jedes Herz mit reinem Wohlgefallen,
Muß jede Brust durchglüht von Himmelsahnung sein.

Der Frühling schmückt sich dir mit maiengrünen Lauben,
Der heiße Sommer reift, was in der Blüthe lag,
Dir bringt der reiche Herbst die Fülle süßer Trauben,
Der Winter aber ist dein stiller Feiertag.

Wer nicht in dir den Geist, der alle Räume füllet,
In tiefer Brust gefühlt, ihn andachtsvoll genannt,
Wem der Alliebende sich nicht in dir enthüllet,
Der sage frevelnd nie: er habe Gott erkannt.

Herbei, ihr Trauernden, die schmerzliches Entsagen,
Die stiller Kummer drückt, die bitt're Täuschung preßt,
Im Schooße der Natur verstummen eure Klagen,
Ihr weint euch aus und dann vergebt ihr und vergeßt.

Wer dir, ja dir, Natur, sein ganzes Sein ergeben,
Der fühlt das herbe Weh der armen Erde kaum;
Du lebst in ihm, er lebt in dir ein sel'ges Leben,
Und diese Seligkeit ist mehr als flücht'ger Traum.



Karl Beck.

Ein bischen Menschenglück.

Ich schnitte gern vom Lebensbrode
Noch einmal mir ein kleines Stück,
Genösse noch vor meinem Tode
So gern ein bischen Menschenglück.

Nicht Liebe: nur die karge Wonne,
Daß mich die Freundin dulden mag,
Ihr Blick mich streife, gleich der Sonne,
Die flüchtig streift den Wintertag.

Nicht Jugendlust! Dahin die Falter,
Die Purpurrosen abgeblüht!
O, nur die Gnade, bis in's Alter
Mich jung zu fühlen im Gemüth!

Nicht Schätze: nur die Kraft, zu geben
Den freien Groschen dann und wann,
Denn ach, des Armen Freund im Leben
Ist doch zumeist der arme Mann.

Nicht Weisen, eine Welt zu meistern:
Nur segnend, wie die Glocke tönt,
Die heim uns läutet zu den Geistern,
Ein Lied, das allen Streit versöhnt.



Ralf zum Berge.



Zigeunerweisheit.

Vater, sprich, wozu schuf Gott die Würmer?
„Daß der Maulwurf lebt von ihrem Fraße."
Doch des Maulwurfs Zweck, sag' an, ist welcher?
„Daß wir selbst von seinem Fange leben."
Und wir selbst, wozu sind wir erschaffen?
„Daß der Wurm sich nährt von unser'm Moder."



Dichterloos.

Willst du in Deutschland verderben, so dichte!
Wuchs dir die Dichtung an's Herz, so verdirb!
Lorbeer und Elend, die alte Geschichte!
Willst du erstrahlen im Ruhmeslichte,
So stirb!



Maximilian Bern.

Was mich zu dir so mächtig zog.

Was mich zu dir so mächtig zog
War nicht der Augen Allgewalt,
Der Schimmer nicht des gold'nen Haar's,
Und nicht die schlanke Huldgestalt.

Was mich zu dir so mächtig zog
War deiner Stimme trüber Klang,
Der mir wie Nachtigallensang
In's Herz, in's lebensmüde, drang.

Die Blässe deiner Wangen war's,
Und eine Thräne, die verrieth,
Daß deine Seele tiefgeheim
Ein namenloses Weh durchzieht.



Dein Begräbniß.

Nicht durft' ich weinen, als man dich begraben,
Du warst ja eines andern Mannes Weib,
Und viele Fremde deinen Sarg umgaben,
Worin so fahl in Blumen lag dein Leib.

Sie zählten kühl die Fackeln und die Kerzen,
Die Thränen, die um dich geflossen sind,
Und beugten vornehm sich herab, zu scherzen
Mit deinem blassen, frühverwaisten Kind.

Die arme Kleine drückte scheu und bange
An's schwarze Bahrtuch ihr gelocktes Haupt;
Sie ahnte kaum bei'm düstern Grabgesange,
Was ihr der Tod für immerdar geraubt.

Ich mußte ferne steh'n und ruhig scheinen,
Als Letzter hinter deinem Sarge geh'n;
Sie durften, da erzwungen war ihr Weinen,
In meinem Aug' nicht ächte Thränen seh'n.

Dein Angedenken hätten sie gesteinigt,
Verlästert dich bei deinem eig'nen Kind,
Wär' ich — ob auch bewegt und schmerzgepeinigt —
Nicht kalt erschienen, wie es Fremde sind.

Und doch war unser Lieben und Entsagen
So keusch und rein wie jene Sternennacht,
Die, bis am Friedhof es begann zu tagen,
Ich weinend auf dem frischen Grab durchwacht.



C. Beyer.

Geständnisse eines Frühvollendeten.

Habe oft und viel besungen
Liebe, Ehre, Glück und Ruhm,
Habe oft und viel gerungen
Nach dem Göttereigenthum.

Fragst du: „Ist es dir gelungen
Liebend auch geliebt zu sein?“
Reißest du mir einen Splitter
In das wunde Herz hinein.

Forschest du: „Bist du auf Erden
Hochgeachtet und geehrt?“
Sag ich: Nein! des Neides Zungen
Brechen meines Namens Werth.

Willst du wissen, ob auch immer
Glück mir treu zur Seite stand,
Wisse denn: Mit Gram und Kummer
War noch nie das Glück verwandt.

Ruhm zuletzt, des Glücks und Neides
Launisches und glänzend Kind,
Flieh' dahin, mit dir alleine
Ist der Seele nicht gedient!

Und so bist du ganz verlassen
Armes, arg enttäuschtes Herz;
Schicksal hat mit dir getrieben
Einen thränenschweren Scherz.



Victor Blüthgen.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß;
Laß mich's tragen ganz allein,
Bis es wie ein stiller Funke
Wird erstickt in Asche sein.
Rein und klar ist dein Gemüthe,
Und der Himmel lacht es an:
Laß mir meinen trüben, wilden
Sturmgepeitschten Ocean.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß;
Senke deiner Augen Strahl;
Nimm von meiner armen Seele
Der Versuchung süße Qual: —
Mehr als alle Lorbeerkränze,
Die der Weise sich erwirbt,
Gilt dem Himmel eine Thorheit,
Die, noch ungeboren, stirbt.



Vielleicht?!

Ein ärmlich Stübchen unter'm Dach:
D'rin lehnt der junge Musikant;
Es streicht der Saiten Zauber wach
Im Bogenzug die schmale Hand.

Das rauscht und flüstert, perlt und singt
Schon seit dem früh'sten Morgenlicht:
Ob er's erreicht? Ob er's erringt:
Vielleicht — o Gott: vielleicht auch nicht!

An kahler Wand ein Lorbeerkranz,
Der Preis für seiner Jugend Müh',
Verwelkt nun, stumpf der Blätter Glanz,
Der stolze Kranz, er kam zu früh.
Schier endlos dehnet sich der Gang
Zum Ziel, das höchsten Ruhm verspricht,
Ihm wird so schwül, ihm wird so bang:
Vielleicht — o Gott: vielleicht auch nicht!

Beim Lorbeerkranz ein Mädchenbild,
Mit Sternenaugen, gleich der Nacht,
Ein Lächeln weich und gnadenmild
Umschwebt der dunklen Lippen Pracht.
In seine Seele fiel ein Strahl
Von diesem Engelsangesicht:
Dereinst — vielleicht dereinst einmal,
Vielleicht — o Gott: vielleicht auch nicht!

Ein roh' Geschirr auf rohem Tisch —
Es trug sein kärglich Morgenbrod.
Längst schwand die Wange jugendfrisch,
In hohlen Zügen haust die Noth.
Doch einst — — dem Ruhm ein Fürstenkleid
Zu weben hält die Welt für Pflicht —
Geduld — vielleicht nur kurze Zeit!
Vielleicht — o Gott: vielleicht auch nicht!

Und hast'ger geigt die schmale Hand,
Und heißer brennt der tiefe Blick — —
Das ist der Traum im Wüstensand,
Der Traum von künft'gem Künstlerglück!

Und ob so oft die Hoffnung dorrt,
Wie Kraft im Fieberringen bricht —
Fort lebt das dunkle Marterwort:
Vielleicht — o Gott: vielleicht auch nicht!



Caroline Bruch-Sinn.

Mein Lied.

Es tönt nicht froh, in heit'rer Zuversicht
Dem Tag entgegen und dem gold'nen Licht —
Der Gram durchzieht's, der ewig leidvoll wacht
Im schwarzen Kleid der sternenlosen Nacht,
In ihres Schleiers dunklen Falten webt,
Auf ihres Grauens düst'rem Fittig schwebt.
Kein froher Herold ist mein dunkles Lied,
Der leichtbeschwingt den Aether hell durchzieht,
Kein Jubelruf, kein wonn'ger Lenzesklang —
Ein Schmerzenshymnus und ein Sterbesang.



Herbst.

Im Walde drinnen das Laub erglüht,
Im Herbstwind siehst du's röthlich schwanken;
Manch Sommerfaden leise zieht
Sich um die welken Blätter müd'
Und wilden Wein's purpurne Ranken.

Wie spielt der gold'nen Lichter Heer
Auf dunkelrother Blätter Grunde —
Mich dünkt's von rothem Blut ein Meer,
Geflossen aus verborg'ner Wunde.

Ach, Grabesblumen sind es, roth,
Des Sommers Hügel still zu kränzen,
Des Herbstes erstes Machtgebot,
Der bald die Blätter welk und todt
Hinwirbeln läßt in Sturmestänzen.

Die letzten sinken schon herab
Von Baum und Strauch und von den Hecken,
Der Winter naht — mit ihm das Grab —
Ein Leichentuch wird Alle decken.



Ihr fragt, ob ich vergessen habe.

Ihr fragt, ob ich vergessen habe
Und überwunden jedes Leid?
Mir winket Ruhe nur im Grabe
Und meinen Schmerz heilt keine Zeit.

Es ist mein Sang nur heiße Klage
Um alles Glück, das ich verlor —
Um's Einst der gold'nen Lenzestage
Webt herbstlich er den Trauerflor.

Ach! Bei der ersten Blätter Fallen
Ward eingesargt mein letztes Glück:
Die trüben Nebel seh' ich wallen —
Für mich kehrt nie der Lenz zurück.



Warnung.

O hüte dich, o hüte dich,
Tritt muthig nicht in meinen Bann,
Denn wisse du's: Verflucht bin ich,
Und auch verflucht wärst du ja dann.

Ich ziehe All' mit mir hinab
In's Elend, die mir liebend nah'n,
Es gräbt sich selbst sein dunkles Grab,
Wer liebend mich will hier umfah'n.
O fliehe mich, o fliehe mich —
Schlägt liebend auch für mich dein Herz,
Ich danke dir's, ich segne dich —
Doch mich laß einsam meinem Schmerz.
Ihm leb' ich stille eingesargt
In ewig dunkler, dumpfer Gruft —
Gott hat mit Licht an mir gekargt,
Du sonne dich in gold'nem Duft . . .
Und kehre nie zu mir zurück,
Sonst faßt dich bitt're Reu':
Ein Wandelstern ist Erdenglück,
Doch Erdenleid ist — treu!



Adolf Bube.

Thatenspur.

Ich schleudert' einen Stein
In's Meer hinein,
Davon entstanden Kreise
Und Kreise.

Und immer weiter ward ihr Raum,
Begrenzt von Schaum,
Bis ihre Spur sich sachte
Verflachte.

Loos aller Menschenthat!
Früh oder spat
Muß sie im Weiterschallen
Verhallen.



Gottfried August Bürger.

Liebe ohne Heimath.

Meine Liebe, lange, wie die Taube
 Von dem Falken, hin und her gescheucht,
 Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht
In den Zweigen einer Götterlaube.

Armes Täubchen! hart getäuschter Glaube!
 Herbes Schicksal, dem kein and'res gleicht!
 Ihre Heimath, kaum dem Blick gezeigt,
Wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube.

Ach, nun irrt sie wieder hin und her!
 Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme
Sonder Ziel und ihres Flugs Beschwer.

 Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,
 Wo sie noch einmal, wie einst, erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr.



Robert Burns.

Das Erdenloos ist Leid.

Einst ging ich an dem Bache hin
Am Abend trüb' und kalt,
Im späten Herbst, wann öde ist
Die Wiese und der Wald.

Da traf ich einen müden Mann,
Dem gaben manches Jahr
Die Runzeln in dem Angesicht,
Das silberweiße Haar.

Wohin des Weges, junger Mann,
Hub an der würd'ge Greis:
Gehst du nach Golde, suchest du
Der Lüste glattes Gleis?

Erdrücket gar dich schon der Gram?
In solcher frühen Zeit?
Daß so wie ich im Wandeln du
Beklagst des Lebens Leid?

Das Ackerland und Wiesenland,
Der Moorgrund, nah und fern,
Wo hundert Arme schwer sich müh'n
Für einen stolzen Herrn;

An achtzig Winter sah ich das
Verödet und verschneit,
Und immer wieder fühlt' ich neu:
Dies Erdenloos ist Leid.

Die Jugendzeit, die köstliche,
Wie sie vergeudet wird!
Wie müßig doch ein Schmetterling
Hin durch die Blüthen irrt.

Das Herz von Wahn auf Wahn erfüllt,
Von Leidenschaft entweiht,
Das hör' ich rufen wüst und wild:
Dies Erdenloos ist Leid.

Die Jugend hat wohl frohen Sinn,
Die Mannheit ungeschwächt,
Sie freuet nützlich und geehrt
An Wahrheit sich und Recht.

Am Lebensabend aber hört
Ihr tönen ein Geläut',
Das hallet matt, das hallet bang:
Dies Erdenloos ist Leid.

Gar Mancher scheinet selig uns,
Vom Glücke süß geküßt;
O glaubet nicht, wer reich und groß,
Daß der auch glücklich ist.

Vertrauet nicht dem eitlen Schein,
Ein Wahn ist jeder Neid,
Früh oder spät wird Jedem klar:
Dies Erdenloos ist Leid.

Der schwache Leib erreget uns
Der Leiden mancherlei,
Doch mehr noch schmerzet im Gemüth
Gewissenspein und Reu'.

Der Mensch, dem Gott ein lächelnd, lieb'
Aufblickend Antlitz leiht,
Der Mensch läßt Menschen fühlen hart:
Dies Erdenloos ist Leid.

Seht da, der Noth, der Arbeit Sohn,
Gebückt und demuthsvoll,
Er bittet, daß ein Mitmensch ihm
Nur Arbeit geben soll.

Sein Mitwurm weiset schnöde ab
Den Armen, dienstbereit,
Der fühlt daheim mit Weib und Kind:
Dies Erdenloos ist Leid.

Und bin einmal zum Sclaven ich
So von Natur bestimmt,
Wozu der Funke Freiheitstrieb,
Der in der Brust mir glimmt?

Wofür, wofür bin ich verdammt
Zur Unterwürfigkeit,
D'rin Schmach und Noth mich fühlen läßt:
Dies Erdenloos ist Leid!

Doch werde darum, junger Mann,
Die Last dir nicht zu schwer,
Was also von der Welt du sahst,
Es ist ein Theil, nicht mehr.

Der Wack're wär' geboren nicht
Für solche Prüfungszeit,
Wenn es nicht gäbe einen Lohn
Für all' dies Erdenleid.

O Tod, der Armen sich'rer Freund,
Der liebste, beste du,
Willkommen, wenn dem müden Leib
Du bringest ew'ge Ruh'.

Dich fürchtet, wer durch's Leben fliegt
In Fülle und in Freud';
Ersehnet nahst du ihm, der müd'
Erliegt dem Erdenleid.

(L. G. Silbergleit.)



Schwermuth.

Gedankenvoll und sorgenvoll,
Weiß nicht, wie ich es tragen soll,
Hier sitz' ich trübgesinnt.
O Leben, Last, wie ziehet schwer
Und seufzend unter dir einher
So manch' ein Unglückskind.

Was lieget hinter mir, als Pein,
Als kummervolle Zeit?
Was harret in der Zukunft mein?
Ach, nur dasselbe Leid.
Entsagen
Verzagen
Das ist mein bitt'res Loos.
Von Lasten
Zu rasten
Im kühlen Erdenschooß.

Beglückt ist, wer da hat ein Ziel,
Wer durch des Lebens Ernst und Spiel
Mit frohem Muthe zieht.
Entgehen ihm auch Ehr' und Lohn,
Erfreut ihn doch sein Streben schon,
D'raus ihm ein Trost erblüht.

Weiß nicht, wonach ich trachten soll,
D'rum ohne Rast und That,
Ist voll Gefahr, ist unruhvoll
Mein öder Lebenspfad.
Wer strebet,
Der lebet,
Fühlt wahre Schmerzen nicht.
Ich, rathlos
Und thatlos,
Mir falsche noch erdicht'.

O, könnt' ich flieh'n in Wüstenei'n,
Vergessend All', vergessen sein,
Ein Klausner unbeengt,
Dem die Natur ein Obdach weist,
Den sie mit ihren Früchten speist,
An ihren Quellen tränkt.

Und zög ein milder Abend hin
Am gold'nen Himmelssaum,
Dann käm das Einst mir in den Sinn
Wie ein verworr'ner Traum.
Voll Ahnung
Und Mahnung
Säh' ich die ew'ge Welt
Mir blinken
Und winken
Vom hohen Sternenzelt.

Unkund'ger ist kein Eremit
Als ich, zu geh'n mit festem Schritt
Durch diese arge Welt,
Zu lauern auf geleg'ne Zeit,
Erhaschen die Gelegenheit
Zur Beute auf dem Feld.

Weh', Leidenschaft, wie lodert sie
In meiner schwachen Brust.
Ein Eremit sollt' missen nie
Des Lebens süße Lust,
Nicht trachten,
Nicht schmachten
Nach Liebe mehr und Glück.
Ich spähe,
Vergehe
Im wechselnden Geschick.

O, neidenswerthe Kinderzeit!
Die süße Sorgenlosigkeit
Sie ahnet es noch nicht,
Wie eig'ne Thorheit, fremde Schuld,
Um das Gewissen, die Geduld
Die grausen Schlangen flicht.

Ihr Kinder, Elfen hold und klein,
Spielt gern die großen Herrn.
O, ahntet ihr des Lebens Pein,
Ihr bliebet Kinder gern.
Wie Lügen,
Betrügen
Bedroh'n des Mannes That,
Mit Zagen
Und Klagen
Das müde Alter naht.

(L. G. Silbergleit.)



Gerhard Busch.

Abschied.

Es wiegen die Platanen sacht
Die Häupter an des Flusses Ranft,
Und ihr Geräusch durchdringt die Nacht
Wie eine Klage weich und sanft.

Hier weilten wir so oft allein
Und tauschten Seel' um Seele aus.
Zum letzten Male harr' ich dein:
Noch einen Kuß! und dann hinaus.

Ich seh' den Fluß: er rinnt und rinnt —
Daß Nichts auf Erden weilen will!
In den Platanen spielt der Wind,
Und manches Blättchen löst sich still.

Mein Herz erschrickt, indem es lauscht;
Es ist, als wolle die Natur,
So oft ein Blatt vom Baume rauscht,
Mein Menschenschicksal deuten nur.

Weilst du einst hier zur Winterzeit
Und siehst die Bäume all' entlaubt,
Dann denk' an ihn, der dir so weit,
Daß alle Freuden ihm geraubt.



Nachtlied.

Schließt nicht alle Welt zur Rast
Müd' das Auge zu?
Wirf denn von dir deine Last,
Herz, und rast' auch du.

All' dein denken, laß es ruh'n,
Ruh'n des Lebens Spiel;
Deinem Leiden, deinem Thun
Suche solch' ein Ziel.

Senke deine Lust und Plag'
In des Schlummers Bann
Und vergiß, daß noch ein Tag
Dich erwecken kann.



George Byron.

Lebwohl.

Lebwohl! Wenn je ein zärtlich Fleh'n
Für And'rer Heil Erhörung fand,
Wird meines auch nicht ganz verweh'n,
Es trägt dich auf zum Sternenland.
Umsonst ist Seufzer, Thräne, Wort;
O, mehr als blut'ge Zähren wohl
Im Aug' des reuigen Sünders dort
Sagt dir das Wort: Lebwohl! Lebwohl!

Mein Mund ist stumm, und thränenleer
Mein Auge, doch in Brust und Hirn
Brennt wilder Schmerz, — ach, nimmermehr
Entwölkt sich diese düst're Stirn.
Nicht giebt mein Herz der Klage Raum,
Ob es von Gram und Kummer voll;
Ich weiß nur: uns're Lieb' war Traum;
Ich fühle nur: Lebwohl! Lebwohl!



Mein Herz ist trüb!

Mein Herz ist trüb! — Greif' in die Saiten! —
Dies labt allein noch meinen Muth;
O, laß zu meinem Ohre gleiten
Der Töne schmelzend weiche Fluth!

Birgt diese Brust noch ein Vertrauen —
Die Harfe weckt's mit ihrem Klang;
Birgt Thränen noch dies Aug' — sie thauen
Und lösen mild den wirren Drang.

Doch eh' in Lust dein Sang erschwelle,
Sei er getaucht in wilden Schmerz:
Aufbrechen muß der Thränen Quelle,
Daß nicht der Gram zerpreßt dies Herz.
Hat doch seit langen, bangen Tagen
Nur Sorg' und Unrast d'rin geweilt,
Und nun muß es das Schlimmste tragen
Und brechen — wenn's Gesang nicht heilt.



Euthanasia.

Wird einst, früh oder spät, die Zeit
Den Schlummer ohne Traum mir bringen,
Umwehe die Vergessenheit
Mein Sterbebett mit sanften Schwingen.

Kein Erbe, keine Freundesschaar
Ersehn' — bewein' mein nahes Ende!
Kein Mädchen, ob sie fühle wahr,
Ob Schmerz sie heuchle, ring' die Hände!

Es sinke still in's Grab dies Haupt!
Fort mit dem lauten Schmerz der Klage!
Kein Stündchen sei der Lust geraubt!
Kein Leid an meinem Sarkophage!

Doch Lieb', wenn Lieb' in solcher Stund'
Nutzloses Weh und Ach gemieden —
Die höchste Macht dann thät sie kund
An ihr, die lebt, — ihm, der geschieden.

Süß wär's, o Psyche, noch zuletzt
Dein Antlitz ruhig mild zu schauen —
Weg jede Spur von Leiden jetzt,
Ein Lächeln noch im Todesgrauen!

Verlor'ner Wunsch! Die Schönheit weicht,
Wenn Athem wich im Kampf, dem herben;
Die Weiberthräne fließt so leicht
Und trügt im Leben, schwächt im Sterben.

D'rum trüb' sich keines Menschen Blick
Dereinst in meinen letzten Stunden!
Für tausend war der Tod ein Glück,
Die Pein kurz oder unempfunden.

Ja, sterben, scheiden heißt es hier,
Wo Alle schieden, Alle scheiden —
Zurück in's Nichts, das einstens wir
Gewesen vor des Lebens Leiden!

Zähl' alle Freuden, zähle sie,
Die Tage, schmerzlos dir gegeben: —
Was immer dir das Leben lieh,
Es ist doch besser, nicht zu leben.



Pedro Calderon de la Barca.

Jedes Menschen Treiben, Thun.

Jedes Menschen Treiben, Thun
Ist nur ein Traum. —
Selbst dem König träumt's, er herrsche
Und er winkt und kann gebieten,
Meint er. Doch es sind nur Träume!
Alles raubt ihm ganz der Tod.
Selbst der Reiche träumt von Schätzen,
Und der Arme, daß er steige
Hoch zum Ziele seiner Wünsche.
Träumend rennt der Wahn in Sorgen;
Haß entflammet sich in Träumen;
Alle, Alle wünschen, träumen
Von Erfüllung ihrer Wünsche.
Kurz, auf dieser weiten Erde
Leben Menschen nur im Traum.
Was ist Leben? Stetes Streben
Zu empfinden wahres Leben.
Alles rauscht dahin im Schaum,
Was ist Leben? Schatten, Traum! —



Adelbert von Chamisso.

Winter.

In den jungen Tagen
  Hatt' ich frischen Muth,
In der Sonne Strahlen
  War ich frisch und gut.

Liebe, Lebenswogen,
  Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
  Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
  Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
  Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
  Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben
  Wie ein Nebelwind!



Aus Frauen-Liebe und Leben.

Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan,
  Der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
  Den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
Die Welt ist leer,
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Inn'res still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergang'nes Glück,
Du meine Welt!



Helmina von Chezy.

Mein banges Weh.

Mein banges Weh, mein inniglisches Sehnen
Drückt mir das Herz, das seufzt ob solcher Last,
Der holde Schlaf ist mir ein selt'ner Gast,
Der Morgen kommt und findet mich in Thränen,
Und immer liebt mein Träumen, Hoffen, Sehnen
Mein banges Weh!

Ich fliehe die, so mich zu rauben wähnen
Der strengen Macht, die doch mein Herz nicht haßt,
Stets hält mein Sinn ein theures Bild umfaßt,
Und immer blickt danach mein innig Sehnen,
Es labet sich an meinen Herzensthränen
Mein banges Weh!



Emil Claar.

Von deinem Leben.

Siehst du den eigenen Schatten vergeh'n
Still an der Mauer —
Siehst du die ziehende Wolke verweh'n
In Regenschauer —

Siehst du den steigenden Morgenrauch
In Nichts verschweben:
So siehst du Anfang und Ende auch
Von deinem Leben.



Verarmung.

Mir ist, als sollt' ich betteln geh'n,
Von Haus zu Haus, von Ort zu Orte,
An fremden Liebesthüren steh'n
Und lispeln scheue Bettelworte!

Ja, bitten möcht' ich doch einmal
Den Lenz um eine frische Blüthe,
Die Sonn' um einen heißen Strahl,
So kalt, so welk ist mein Gemüthe.



Im Vorübergehn.

Es hing eine Blüthe am Baum,
So lose, so leise!
Es kam der Wind und streifte sie kaum,
Und nahm sie mit auf die Reise.

Dir hing ein Kuß am Mund,
Ich nahm ihn vermessen.
Er wurzelte in keinem Grund,
Wirst ihn, wie ich vergessen!



Wiedersehen.

Dir war bitt'rer nie zu Muthe,
Was du Süßes auch gesprochen!
Und du bist ja doch nicht glücklich,
Und dein Herz ist doch gebrochen.

Wenn auch lächeln deine Lippen,
Mir dein Unglück stolz verhehlend,
Tief in deinen Kinderaugen
Seh' ich ja dein ganzes Elend.

Sei nicht stolz und leg' versöhnlich
Deine Hände in die meinen!
Wollen uns ja nicht mehr lieben —
Wollen nur zusammen weinen. —

Weinen, daß es so gekommen!
Doch kein Vorwurf, keine Klage
Schwirre mit dem finstern Fittig
Ob der Asche alter Tage.



Ich schreite heim.

Ich schreite heim, vom Ball, vom Tanze,
Und schleppe zurück
Das alte Leid, und nichts vom Glanze,
Und nichts vom Glück.

Ich schreite heim — es schrei'n die Raben,
Es fällt und fällt
Der stille Schnee, als wollt' er begraben
Die ganze Welt!

Mit deinem Falle, mit deinem Weben,
Du stiller Schnee,
Bedeck' mein Haupt, bedeck' mein Leben,
Bedeck' mein Weh!



Ada Christen.

O lacht nicht!

O lacht nicht
Und zürnt nicht;
Ich stürzte mich gern
In das rauschende Leben,
Ich möchte ja gern
Den Becher erheben,
Den schäumenden Becher
Der Lebenslust.
Doch ich fürchte sie Alle,
Die frohen Zecher,
Denn in meiner Brust
Ringt Tod und Leben . . .
Ich bin allein!





Haltlos.

Moderne Zigeuner,
Wüste Gesellen,
Vagabunden des Lebens,
Die ringen
Und wandern
Und suchen . . .
Doch immer vergebens!

Einsame
Große Kinder
Mit halbem Wissen,
Todtkrankem Herzen,
Und immer hinaus,
Immer weiter!
Nach außen keck,
Noch immer verjammert,
Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert!



Der Arzt.

Zwei Schläger, Trinkhorn und Cerevis
Schmücken die hellen Wänd',
In voller Wichs noch überdies
Hängt mitten ein Corpsstudent.

Es gleicht das flotte Conterfei
Nimmer dem Original,
Die Nase theilt ein Schmiß entzwei,
Der schöne Kopf ist jetzt kahl.

Und eben klagt ihm ein Bauer breit:
„Hoh-le ... Zäh-ne!!“ ... „Theures Bier!“
Er summt: „O Burschenherrlichkeit,
Was wurde aus dir und mir!



Noth.

All' euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All' eu're romantische Seelennoth
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brod
Sich betten auf einen Stein.



Wißt es!

Wißt, mich betrübt die Schönheit, die ihr preist,
Ich schaue bitteres Menschenelend sprießen
Auf diesem Stern . . . wie soll mein Geist
Dann seine hehre Schönheit rein genießen?

Wißt, mich betrübt die Schönheit, die ihr preist,
Denn durch des Wohllauts kunstgeformter Schöne,
Klingt mir der Wehlaut, der mein Herz zerreißt,
Der Daseinsqual naturgewalt'ge Töne.



Vorbei.

Vorbei . . .
Für allezeit!
Nichts blieb zurück!
Dahinter weit
Das Glück,
Dahinter fern
Alle Freud',
Jeder Stern!
Wohin ich seh',
Hilfloses Leid
Und Weh!



Gemeinsam.

Wir schreiten still den gleichen Pfad,
Still ohne Selbstbetrug und Groll;
Du weißt ja heut', wie trauervoll
Vernichtung Allem naht! . . .

Zerflossen ist das Morgenroth,
In dem du einst die Welt geseh'n,
Auf ihren Fahnen schaust du weh'n:
Nur Täuschung, . . . Schmerz . . . und Tod . . .



Arminius Costo.

Bettlerelend.

Sie kamen und nahmen, was ihnen gefiel,
Ich liess sie gehen und kommen . . . .
Ich hatte nur Lachen für's tolle Spiel,
Ich lachte, bis Alles genommen.

Nun steh' ich im winddurchheulten Raum,
Muss immer noch lachen, — nur lachen:
Das Glück ist nur Tand, das Glück ist nur Schaum,
Mag man d'rum beten und wachen.

Der Weltenerwürger entriss mir mein Weib,
Die Buben, sie haben verlassen
Den Alten, mit lumpenbedecktem Leib,
Und betteln auf Strassen und Gassen.

Was soll ein Bettler auf dieser Welt,
Verfehmt, verworfen, zerschlagen? . . .
So manch' ein Blatt vom Baume fällt . . .
Die Nacht kommt, und nimmer wird's tagen,

Die kalte, die grausige Todesnacht,
Und doch! Willkommen . . . Willkommen!
Eh' morgen ein Jeder vom Schlafe erwacht
Hat sie still mich hinweggenommen.



Juschu Czarny.

Ich lieb' dich nicht . . . .

Ich lieb' dich nicht, — ich hab' dich nie geliebt,
Wie könnt' ich sonst so tief dich hassen?
Im Leben hast du einmal mich betrübt
Und darum mußt' ich von dir lassen.

Du sprachst: „Sei mein, du braungeäugtes Reh!
Gar treulich will ich an dir hangen;
Erlöse mich von meines Herzens Weh'
Und meinem sehnenden Verlangen.“

Ich sah im Aug' die stillen Tropfen steh'n,
Zerdrückt zum Sand sie niederfallen,
Ich hört' der Bäume raunend' Abendwehn
In meinem Herzen widerhallen.

Ich sagte: „Ja!“ und „Dein!“ und zuckte leis',
Als du zum ersten Mal mich küßtest,
Ich ahnt' es wohl, — es ist so Männer Weis' —
Daß du nachher von mir nichts wüßtest.

Und wie ich's ahnte, ist's nach Jahr und Tag,
Als ich dich wiedersah, gekommen:
Ein fremdes, blondes Weib im Arm dir lag —
Ich zuckte leise, als ich es vernommen.

Ich lieb' dich nicht, ich hab' dich nie geliebt,
Wie könnt' ich sonst so tief dich hassen?
Dies eine Mal nur hast du mich betrübt,
Ich mußt' auf immer von dir lassen.



Albumblatt.

Stehst du verlassen einst im Leben
Von Allem, was du heiß geliebt,
Hat tiefes Leid, endloser Kummer
Den Blick zum Himmel dir getrübt:

Dann schau' du nur zur Erde nieder
Und ruf' das Hoffnungswort dir zu,
Das ich, zum Trost, in alten Tagen
Geschrieben dir: „Im Grab ist Ruh"!



Julius Diehn.

Laß mich träumen.

Ich sei ein Träumer, hast du mir gesagt
Und prahlest, Nüchterner, mit deinem Wachen.
Dein Tadel kann mich nimmer irre machen,
Und weiter träumen will ich ungefragt.

An jedem Morgen, der auf's Neue tagt,
Seh' ich im Sturm zerschellen Vieler Nachen,
Darin geborgen glaubten sich die Schwachen;
Und trauernd um Verlor'nes klagt.

Nur träumend hab' ich reines Glück empfunden,
Ach, nebelgleich zerrann's, wenn ich erwachte,
Auf's Neue bluteten die alten Wunden,

Und mich umgaben, die ich tief verachte,
Verläumder, Lügen wieder; alte Kunden! —
Soll ich nicht lieben, was mir Frieden brachte?



Franz Dingelstedt.

Winterahnung.

Seh' ihn auf den Wolken ziehen
Stürmisch — schnell und schwarz geballt,
Hör' ihn seufzen in den Eichen,
Raschelnd durch die Blätter schleichen,
Brausen durch den bangen Wald.

Letzte Blume schmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt sie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergess'ne Traube,
Und die Wellen strömen wild.

Rasch das letzte Lied gesungen,
Eh' das Leben ganz entwich;
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verschlungen,
Blumen, Lieder, Herbst und mich.



Vigilien.

I.

O Dämm'rung, du verhüllte, du verklärte,
Du meiner Träume freundlicher Gefährte,
Was nahst du wieder auf den leisen Füßen,
Um muttermild mein einsam Herz zu grüßen.

Du winkst, in deinen Schoß mich zu verstecken,
Dein Mantel will, wie einst, mein Auge decken,
Und meine Seufzer alle, die geheimen,
Saugst du geschickt in Thränen auf und Reimen.

Vorüber zieh', du sel'ge Zwielichtsstunde,
Zu glücklicheren Menschen in der Runde,
Und wo zwei Liebende im Arm sich halten,
Um die laß wehen deines Schleiers Falten!

Mir frommt er nicht. Du kannst nicht Todte wecken
Nicht ebenen der Trennung öde Strecken,
Du mahnst mich nur an das, was ich besessen,
Und grausam lehrst du denken, statt vergessen.

Wohl liebt' ich dich, als mit verschwieg'nen Mienen
Du in's Gemach der Theuersten geschienen,
Als du ihr Bild und meines im Vereine
Umwebt mit einem süßen Heil'genscheine!

Und immerdar, wann deine Sternenhelle
Mich sonst besucht auf enger Dichterzelle,
Hieß ich, ein Kind in Leid und Freud' beklommen,
Du trauteste der Stunden, dich willkommen.

Jetzt aber fühl' ich nach der Nacht, der langen
Trostlosen Winternacht, ein sehnlich Bangen,
In ihre Schatten drängt es mich zu stürzen,
Um ein verhaßtes Leben halb zu kürzen.

Denn Nachts entweichen sie, die Alltagsmühen,
Die stündlich, gleich begeifernden Harpyen,
Auf meine Seele gierig niedersinken
Und meines besten Blutes voll sich trinken.

Dann stockt das Rad. Ich zähle an den Schlägen
Des Herzens nicht die Stunden mehr, die trägen;
Ich weiß nicht, daß ich bin, weil ich am Tage
Bewußtlos mich mit dem Bewußten plage.

So komm, o Nacht, zieh' ein des Mondes Hörner,
Hoch über mich geuß deine Schlummerkörner,
Sei ganze Nacht und zeig' in deiner Wildniß
Mir nur ein einziges, — des Todes — Bildniß.

II.

Die Glocken tönen hier zu jeder Stunde,
Des Morgens Hähne und des Abends Känze;
Die Betenden und Frommen in der Runde
Berufen sie zum Altar und zum Kreuze.

Von fern und nah' seh' ich die Gläub'gen wallen,
Sich brünstig netzend an des Tempels Schwelle
Und ihre Hymnen hör' ich widerhallen,
Und matt erglänzt der ew'gen Lampe Helle.

Beneidenswerth, wer ein zerriss'nes Herze
Mit seinem Gott im Beten wieder einigt,
Wer Trost und Licht sucht bei geweihter Kerze,
Und wessen Schuld ein Tropfen Wasser reinigt!

Mich laden keine Glocken, mir ertönet
Nicht jener Orgel feierliches Brausen,
Und wenn die Menschheit drinnen sich versöhnet,
Steh' ich allein und ausgeschlossen draußen.

Mein Tempel ist nicht der, den sie betreten,
Mein Glaube nicht, in dem sie niederknieen;
Will ich für mich auf eig'ne Weise beten,
So muß ich heim in meine Seele fliehen.

Dort nimmt mich auf ein Tempel, ein zerstörter,
Deß nackte Trümmer weit umhergestreuet,
Und wer vorübergeht, vergebens hört er,
Ob er an Sabbaths-Glockenklang sich freuet.

Die Glocken sind — einst sangen sie — gesprungen,
Die Bilder sind — einst ragten sie — gefallen,
Und giftig Kraut hält wie ein Netz umschlungen
Die stumpfen Pfeiler, die geborst'nen Hallen.

Und dort ein Beter, einer ohne Glauben,
Ein Waller ohne Hoffnung sink' ich nieder,
Und was ich zu dem Himmel, zu dem tauben,
Hinaufgestöhnt, giebt mir die Erde wieder:

Nimm ab mein Kreuz, ich kann's nicht länger tragen,
Ein Leben hat der Wahrheit wie der Dichtung.
Ich fleh' um eins; du darfst es nicht versagen,
Wenn du der Herr bist: Gieb dem Knecht Vernichtung.

III.

Und wieder hast du einen Tag verloren,
Den einmal nur die karge Zeit dir lieh,
Ein Thor bist du gewandelt mit den Thoren,
So faul, so hohl, so abgeschmackt, wie sie.
Geschwatzt, gegähnt, gegessen und getrunken, —
Verdammtes Einerlei, von Reu' vergällt;
Was bin ich Bess'res, als der matte Funken,
Der ziellos just von jenem Sterne fällt?

Rasch noch ein Lied! Und sei es gleich der Stimme
Des Nachtwind's um ein ausgestorb'nes Haus;
Wie mir's gegeben wird in meinem Grimme,
So, kalt und unbewußt, stoß' ich's hinaus.
Geh' du, wie ich, und bettle vor den Thüren
Um Liebe, bis dir wer ein Obdach beut,
Wer was gewinnen will, der muß sich rühren,
Hinaus, verhaßte Spätgeburt von heut'!

Verwöhntes Kind, schon kommst du flehend wieder
Und schmiegst dich zitternd an die Kniee mir?
Ich glaub' es, armes Ding! Die alten Lieder,
O, denen ward ein besser Los, als dir.
Ich wußt' es gleich, wohin ich alle schickte,
Und wo willkommen das Geringste war,
Wie bebte sie, wenn sie das Blatt erblickte,
Wie durch die Zeilen floh ihr Augenpaar!

Das ist vorbei! Dort darfst du nimmer pochen,
Sie weist dich fort, die jenen Heimath gab;
Das schwarze Siegel wird nicht aufgebrochen,
Sie kennt die Hand und kehrt sich weinend ab.
Und wollt' ich dich durchräuchern und zerstechen,
Als kämst du aus verpestetem Revier,
Sie würde doch mit Schaudern zu dir sprechen:
„Verfluchter! hebe dich hinweg von mir!"

Nein, rings so weit die Nacht die Flügel breitet,
Ist keine Stelle, keine, die dir winkt;
Du bist ein Reis, das auf den Wellen gleitet,
Ein Blatt, das welk im Sturme niedersinkt.
Auf deiner Stirne glüht des Fluches Stempel,
Und Furien rissen ihre Furchen d'rauf, —
Du taugst nur mir. — Wer hing in seinem Tempel
Gern eine fremde Dornenkrone auf?

Bleib' denn bei mir, ein Zeug' in meinem Jammer,
Ein Hiobssohn bei deinem Vater treu,
Geleite ihn in seine öde Kammer,
Ruh' mit ihm aus, erwach' am Morgen neu!
Verloren, wie der Tag, der dich geboren,
Wer weiß, was über Nacht dein Schicksal ist,
Und ob du nicht zum Schlafgesell beschworen,
Mein letztes Kind, mein Leichenwächter bist?!

IV.

Den Tag verwünsch' ich und die schwarze Stunde,
Da mir das erste Lied am Herzen keimte,
Da ich entzückt mit jungfräulichem Munde
Zum früh'sten Male Liebe, Triebe reimte.

O gift'ger Rausch, der in dem Knabenherzen
Zu jener Stunde überquellend schäumte,
Weil auf der Leiter seiner Weh'n und Schmerzen
Er einen Himmel zu erklimmen träumte!

Du bist verraucht, wach bin ich und ernüchtert,
Vom Auge fällt die lang' getrag'ne Binde.
Die Wahrheit hat die Dichtung eingeschüchtert
Und strahlt so beißend, daß ich schier erblinde.

Was dient ihr einem undankbaren Gatte,
Ihr Alle, die ihr euch Poeten scheltet?
Ihr wißt ja lang', daß er, der Welt zum Spotte,
Mit einer Dornenkrone euch vergeltet!

Ihr schleicht umher, in ew'gem Traum befangen,
Weil um euch Alles wach ist und genießet,
Gelockt von Früchten, die zu hoch euch hangen,
Von einem Quell getäuscht, der euch nicht fließet.

Und wenn die And'ren, — stattliche Gesellen! —
Des blauen Montags sich mitsammen freuen,
So sucht ihr brütend dunkle Waldesstellen
Und scheut die Menschen, gleichwie sie euch scheuen.

O fliehet nur, den Stachel tief im Busen,
Zu groß und doch zu klein, den großen Haufen,
In jedem Spiegel seht ihr die Medusen
Und werdet Allen, nur nicht euch entlaufen.

Ein Nessushemd tragt ihr, ein festgewebtes,
Das böse Gift von eu'rem Musenweibe;
Je mehr ihr rennt, um desto enger klebt es
Durch Schweiß und Blut an dem gehetzten Leibe.

Brich, edles Dichterwild! aus allen G'leisen,
Und fern entfleuch von deiner Treiber Netzen,
Versuch's, das Kleid von dir herabzureißen, —
Dein letztes Lied, das ist sein letzter Fetzen!



Dranmor.

„Te Caesarem moriturus saluto."

Poesie, du holder Jugendtraum!
Laß mich nun auf immer dir entsagen,
Da so herbe Früchte nur getragen
Mein vom Sturm zerzauster Lebensbaum;
Da mein Herz so wund,
Daß der bleiche Mund
Nicht mehr jauchzen kann und nicht mehr klagen.



Aus: „Requiem".

Schaukelt, wenn Wogen sich auf Wogen thürmen,
Euch auf der See und nicht auf Gartenteichen,
Typhone laßt durch eure Haare streichen
Und kühlt die heiße Brust an Meeresstürmen!
Es dringe bis in eurer Herzen Mark
Des Athmens Lust, des Daseins altes Leid;
In Blitz und Donner werdet lebensstark
Und todesfreudig, wenn ihr glücklich seid.
Schön ist die Welt und groß des Menschen Wille,
Doch nach der Jugend jauchzenden Fanfaren
Wird jedem Denker sich des Todes Stille
Als seine beste Zuflucht offenbaren.

Ach! wer des Lebens Labyrinthe kennt,
Läßt jede gutgemeinte Regung gelten,
Des Kummers ist genug, und gar zu selten
Die Thräne, welche tiefe Furchen brennt.
Nur Auserwählten naht des Schmerzes Weihe,
Die Mehrzahl ist zu flüchtig, zu begehrlich,
Und glaubt gefeit zu sein und unentbehrlich,
Und Einen nach dem Andern trifft die Reihe.
Ein Jeder lauscht des Lenzes Wundermären
Und beugt sich später vor des Schicksals Streichen,
Doch nicht aus vielen Augen fallen Zähren
Stolzer Entsagung auf geliebte Leichen:
Tribut, nur in verschloss'nen Kammern funkelnd,
Verschämte Thränen, die nicht Jedem eigen,
Laßt sie, der Elegien Glanz verdunkelnd,
Einsame Furchen zieh'n — der Rest ist Schweigen.

Mein Herz schlägt jenen Thoren nicht entgegen,
Den Alltagsmenschen, die mit weiten Taschen
Nach Mammons gnädigen Geschenken haschen
Auf breitgetret'nen, wohlbekannten Wegen;
Wer sich ergötzt an unhaltbarem Flitter,
Wer nach dem Schimmer des Triumphes geizt,
Wer dünkelhaft sich in der Sonne spreizt:
Der bange vor dem nahenden Gewitter.
Doch dem Besiegten, der, vom Blitz getroffen,
Sich scheu zusammenduckt, gleich einer Schnecke,
Dem Schwachen in dem dürftigen Verstecke,
Dem Dulder steh'n geprüfte Herzen offen.
Wenn meine Seufzer ungehört verweh'n,
Ich, der mit keinem Siegeskranz Geschmückte,
Ich, der sich oft auf Sterbelager bückte,
Mag kein lebendig Wesen leiden seh'n.

Frommt es, wenn in Hütten und Palästen
Wir unſ're Eigenliebe eingemauert?
Die Krankheit naht, das Unglück ſpäht und lauert,
Und keine Vorſicht ſchützt vor rohen Gäſten.
Die Glücklichſten, wenn ſie zurückgeblieben
Zu ſpätem Scheiden, drückt des Alters Laſt,
Und ſelbſt der Sieche ſucht die letzte Raſt,
Die einzig ungetrübte, zu verſchieben!
Und Alle, trotz Enttäuſchung und Beſchwerden,
Der in der Höhe, Jener in der Tiefe — —
Und Keiner doch, der nicht zum Himmel riefe:
„Das Leben iſt nicht werth, gelebt zu werden!“
. . . .
. . . .

Begrenzt iſt alles Hoffen, alles Streben,
Der Wahn der Ewigkeit — ein Selbſtverkennen,
Kein Leben ohne Tod, und alles Leben
Nur Selbſtverzehrung, haſtiges Verbrennen.
Des Menſchen Daſein, ach! wie bald zerronnen!
Beſchränkt iſt alles Leiden und Genießen,
Wir ſchöpfen Leben aus des Schlafes Wonnen,
Bis wir auf immer unſ're Augen ſchließen.
Ein Himmelsthau für das erhitzte Blut,
Ein leiſer Tod, verſöhnend und belehrend,
Biſt du, mit jedem Abend wiederkehrend,
O ſüßer Schlummer, unſer höchſtes Gut.
Ja, bis auf immer wir die Augen ſchließen,
Kommſt du, geliebter Schlaf, als eine Mahnung
In Freud' und Leid — als eine Todesahnung,
Bis Sein und Nichtſein in einander fließen.
. . . .
. . . .

O Morgenroth, ersehntes Morgenroth!
Noch bist du nicht für Alle angebrochen,
Die Menschheit kämpft mit Zweifeln und mit Noth;
Von andern Lippen ward das Wort gesprochen:
„Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.“ —
Es ist genug des Zagens und des Schwankens,
Wir, so zerfahren, eilig und geschäftig,
Sind, als ein Theil des großen Weltgedankens,
Nur als belebte Larven denkenskräftig.
Sei, Weltgeist! du, in unverfälschter Reinheit,
Kein Götze, dessen kalte Hand wir küssen,
Sei ein geliebter Hauch, trotz uns'rer Kleinheit,
Und trotz der Opfer, die wir bringen müssen;
Auf Gräber lasse Thränen niederregnen,
Doch laß fortan, auf sonnenhellen Pfaden,
Hamlet und Manfred lächelnd sich begegnen,
Und sanft die Stirn im freien Aether baden.
Vorüber mit der Lust ist auch die Pein,
Da mit dem Tode das Bewußtsein endet,
Laß, uns'rer Mutter Erde zugewendet,
Bewußtvoll meine Brüder glücklich sein.



Alexander Dunker.

Die Blätter fallen.

Als schweigend ich die rothe Rose
In deine weiße Hand gelegt,
Da zuckten deine Lippen leise —
Ich sah es wohl, du warst bewegt.

Zu deinen Füßen warf mich nieder
Ein unaussprechlich weher Schmerz;
Du wandtest dich und preßtest heftig
Die Rose an dein klopfend Herz.

Und gabst zum Abschied mir noch ein Mal
Die bleiche Hand, die, goldbereift,
Von meines Lebens Baum die Blüthen
Nun alle, alle abgestreift.



Karl Egon von Ebert.

Melancholie.

Es ist ein schauerlich Gefühl zu leben
Ganz ohne Ziel und Hoffnung beſſ'rer Zeiten,
Im Arm die Laute mit zerriſſ'nen Saiten,
So zwischen Wog' und Himmel hinzuschweben.

Soll ich mich auf in's Sternenzelt erheben?
Weh' mir! mein Stern entschwand in dunkle Weiten!
Soll ich hinab denn in die Wellen gleiten?
Die Wellen — weh! — sind Keinem treu ergeben.

Ich will mir denn ein eigen Ziel ersinnen;
Denn jeder Wand'rer weiß, wohin er treibe,
Und jeder Schiffer, welche Welt er suche;

Der Eine trachtet, Schätze zu gewinnen,
Der And're nach dem auserwählten Weibe,
Ich will denn trachten nach dem Leichentuche.



Gleichheit.

Sage nicht, du sei'st vor Allen
Jedem Sturm des Unglücks blos,
Wie die Würfel auch gefallen,
Allen ward ein gleiches Loos.

Wer sich Nachts gar süß erfreuet,
Fühlt den Schmerz am schwülen Tag,
Wer sich Tags der Lust geweihet,
In der Nacht nur weinen mag.

Dort der Held verlieret Schlachten,
Hier das Weib verliert ein Herz,
Einem Bergmann stürzen Schachten
Und verschütten ihm sein Erz.

Auf dem Flaumbett ächzt der Reiche,
Bettler weinen an dem Weg',
Kinder an der Mutter Leiche,
Wand'rer am zerriss'nen Steg'.

Und so weit nur pochen Herzen,
Ist das Maß für Alle gleich,
Gleich die Lust und gleich die Schmerzen,
Und an beiden sind sie reich.

Zählt auf Erden alle Thränen,
Alle fließen nicht der Qual,
Halb der Lust und süßem Sehnen,
Und dem Schmerz die halbe Zahl.

Sage d'rum nicht, du vor Allen
Sei'st des Unglücks Stürmen blos,
Wie die Würfel auch gefallen,
Allen ward ein gleiches Loos.



Der kranke Sänger.

Der kranke Sänger wankt vom Haus
Die Harfe im Arm auf den Kirchhof hinaus.

Dort setzt er sich auf ein grünes Grab,
Und schweigend senkt er das Haupt hinab.

Dann hebt er sich matt, und zum lauschenden Ohr
Schlägt der fieb'rische Puls ihm im Busen empor.

Und er faßt die Harfe, er greift hinein,
Und singt mit bebender Stimme darein:

„Der Muth ist gewichen, die Kraft ist hin,
Das Herz will brechen, der Geist will zieh'n."

„Das Leben in mir ist krank und müd',
Ich singe mein letztes, mein letztes Lied!"

„Ich habe gesungen von süßer Lust
Mit trau'rigem Sinne, mit wunder Brust."

„Ich habe gesungen mit thränendem Blick
Vom Heil der Freundschaft, von Liebesglück."

„Ich habe gesungen, umringt von Hohn,
Von Sängerehre und Sängerlohn."

„Vom Leben sang ich und seinem Glanz,
Und hielt in der Hand einen welken Kranz."

„Ich sang von Allem, was gut und groß,
Und stets war das Uebel mein eigen Loos."

„Nur was ich gesungen von Kummer und Schmerz,
Das blieb mir treu bis zum brechenden Herz."

„So flammt denn ihr Schmerzen, flammt und wühlt,
Ich habe von Wonne nichts gefühlt."

„So brich denn, du morscher Kerker, ein,
Dort drüben glänzt besserer Sonnenschein!"

Und wie das letzte Wort er singt
Ein Blutquell wild aus der Kehl' ihm dringt.

Er gleitet verstöhnend vom grünen Grab
Erkühlt in den grünen Rasen hinab.

Und über den Gräbern dröhnet bang
Der fallenden Harfe dumpfer Klang.



Wilhelm Ebert.

Heimweh.

O, hätt' ich Flügel gleich den Winden,
Ich eilte fort durch Nacht und Graus.
Mein Herz kann nirgends Ruhe finden:
O, laß mich zieh'n, ich muß nach Haus!

O, laß mich zieh'n, o laß mich eilen,
Schon grünt in mir der Todeskeim.
Kann nicht mehr harren, nicht mehr weilen:
O, laß mich zieh'n, o laß mich heim!



Ernst Eckstein.

Sein Bild.

Das ist sein Blick, so mild und weihevoll,
Das ist der Braue glanzumfloss'ner Bogen,
Und ach, der Mund, von dem in gold'nen Wogen
Die Zauberfluth der Rede quoll!

So neigte sich sein göttergleiches Haupt,
Als lächelnd er im Schattendom der Linde
Dem scheuen, bangen, sehnsuchtkranken Kinde
Der Liebe erstes Ja geraubt!

Im Westen glomm der lichte Abendschein,
Und dämmernd lag das stille Thal gebettet ....
Und wie für ewig hielt er mich umkettet, —
Und selig klang's: Nun bist du mein!

O Liebeslust, du holde Märchenpracht,
Wie früh erlosch dein wonnesames Funkeln!
Wie jäh begann das Leben mir zu dunkeln,
Das ach, so rosig mir gelacht!

Kein Sehnen bringt den Frühling mir zurück:
O, könnt' ich seinen Blüthentraum vergessen!
Verschmerzen, was ich jauchzend einst besessen! ....
Es war ein namenloses Glück.

Wie bebt mein Herz, von bitter'm Leiden schwer!
Nur Thränen sind und Klagen mir beschieden.
Für mich hat rings die Erde keinen Frieden,
Das Leben keine Hoffnung mehr.



Nirwana.

Das ist der fahle, schlummernde See,
Aus dem das Leben geronnen,
Mit seinem thränenbeträuften Weh
Und seinen vergänglichen Wonnen.

Ein Traum nur paarte die irdische Pein
Dem traumgeborenen Glücke, —
Und dem es entsprang, das nichtige Sein,
In's Urnichts rinnt es zurücke.

Gemach ersterben im eisigen All
Des Lichtes zitternde Fluthen;
Die ewigen Götter kommen zu Fall,
Die Sonnenbälle verbluten.

Und bleich verröchelt am Weltensaum
Die fiebernde Episode,
Und einsam klingt im unendlichen Raum
Das Lied vom ewigen Tode.



Murad Effendi.

Ich wagte mich abwärts.

Ich wagte mich abwärts die gähnende Schlucht
Und habe das Blümlein erworben,
Doch als ich dann wieder nach oben gekehrt,
Da war es verwelkt und verdorben.

Ich tauchte hinab in die Tiefen der See
Und habe die Perle gehoben,
Doch als ich zurücke zum Lichte gekehrt,
Da war sie zum Schemen zerstoben.

Ja, stieg ich zum ewigen Himmel empor,
Den hellsten der Sterne zu holen,
Ich hielte, kehrt' ich zur Erde zurück,
Ein Häufchen verglimmender Kohlen. . . .



Josef Freiherr von Eichendorff.

Die Nachtblume.

Nacht ist wie ein stilles Meer,
Lust und Leid und Liebesklagen
Kommen so verworren her
In dem linden Wellenschlagen.

Wünsche wie die Wolken sind,
Schiffen durch die stillen Räume,
Wer erkennt im lauen Wind,
Ob's Gedanken oder Träume? —

Schließ ich nun auch Herz und Mund,
Die so gern den Sternen klagen:
Leise doch im Herzensgrund
Bleibt das linde Wellenschlagen.



Abschied.

Abendlich schon rauscht der Wald
Aus den tiefen Gründen,
Droben werden sich nun bald
An die Sterne zünden,
Wie so stille in den Schlünden
Abendlich nur rauscht der Wald.

Alles geht zu seiner Ruh',
Wald und Welt versausen,
Schauernd hört der Wand'rer zu
Sehnt sich recht nach Hause.
Hier in Waldes grüner Klause
Herz, geh' endlich auch zur Ruh'!



Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da flimmert
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine schimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schneee,
Mein Haar vom Alter weiß.



Wehmuth.

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut,
Doch Keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.



Bernhard Endrulat.

Natur, die Trösterin.

Wenn du im Leid nach Mitleid bangst,
Geh' in den grünen Wald;
Der Trost, nach dem du heiß verlangst,
Gib Acht, er wird dir bald!

Mit tausend Augen, tief und lind,
Blickt die Natur dich an,
So treu, wie nur ihr liebstes Kind
Die beste Mutter kann.

Von Menschen kommt die Noth und Pein,
Die Welt hat Trug und List,
So flüchte dich, wo du allein
Mit Gottes Liebe bist!

Da schmilzt das starrste Erdenleid,
Ach, Alles, was dich kränkt,
Im Flammengruß der Herrlichkeit,
Die er dir täglich schenkt.



Louis Engelbrecht.

Undank.

So manches Herz, das edel schlägt,
Bleibt unbeachtet Jahr um Jahr,
Und erst, wenn man's zu Grabe trägt,
Bringt man zu spät ihm Kränze dar;

Die schmücken dann noch kurze Frist
Ein Grab statt einer Lebensbahn,
Und mit dem Todten selbst vergißt
Die Welt, was er für sie gethan.



Marie von Erneſt.

Stumme Antwort.

Du frugſt in bangen Sorgen:
„Warum biſt du ſo blaß?
Was iſt ſchon früh am Morgen
Dein Auge thränennaß?“ —

Da ſtand ich tief befangen
Und bin noch mehr erbleicht — —
Und hab' die welken Wangen
Zum Kuſſe dir gereicht.



Der Mauſefallenhändler.

Armes Kindchen, an des Kummers
Hagern Brüſten großgenährt,
O, wie ſchlichſt du durch die Dörfer
Hüſtelnd, ſiech und abgezehrt!

Deine ſchmalen Mädchenglieder,
Mütterlicher Pflege baar,
Steckten ſie in Knabenkleider,
Schnitten kurz dein dunkles Haar.

Und um deinen schwachen Rücken
Hängten sie die schwere Last;
Damit hieß es laufen, betteln,
Tag für Tag, ohn' alle Rast.

„Kauft mir ab die Mausefalle!"
Bat dein tiefer, kranker Blick;
Doch gar oft wies man mit Schelten
Vor der Thür das Kind zurück.

Daß ein Mädchen dieser Knabe,
Niemand hat es wohl gewußt;
Nur der Eine mocht' es ahnen
In der allertiefsten Brust:

Dem du heiß die Hände küßtest,
Eh' für immer du erbleicht,
Der voll Mitleid an der Schwelle
Dir den letzten Trunk gereicht.



Die Dudelsackpfeifer.

Wie sie vor Schmutz fast kleben!
Zu Zweien ziehen sie;
Eintönig ist ihr Leben
Und ihre Melodie.

Ein Schafpelz deckt den Rücken,
Das Haar ein breiter Hut,
Und langsam, wie auf Krücken,
Schleicht durch den Leib ihr Blut.

Ist ihnen nur beschieden
Zum Schnaps ein Stückchen Brod,
So sind sie ja zufrieden,
So hat es keine Noth. —

Hoch springt da d'rin die Dirne
Empor beim brumm'gen Lied
Und tanzt, bis roth die Stirne,
Tiefbraun das Auge glüht.

Wie flott die Füßchen eifern!
Laut klappt sie mit dem Schuh'
Und wirft zum Schluß den Pfeifern
Ein flinkes Küßchen zu.

Ob sie das wohl verstehen? —
„Du, schau', das galt ja mir! —"
„„Nein, du hast falsch gesehen;
Mir galt's!"" — „Wie! Mir nicht? Dir?"

So ist ihr Streit entschieden,
Macht sie nicht roth, nicht bleich;
Sie sind ja so zufrieden, —
's ist ihnen Alles gleich.



Leopold Feist.

Zu spät.

Ich schau' dir traurig in's Gesicht —
Dir in des Herzens Grund!
Ich seh', ich fühl's, du liebest mich,
Verschweigt es auch dein Mund;
Auch ich war dir einst hold und gut —
Da hast du mich verschmäht —
Und nun —! — Was soll mir deine Gluth,
Die späte? — Ach — zu spät.

O wie dir einst entgegen schwoll
So heiß und treu mein Herz!
Wie manche Nacht ich thränenvoll
Verwacht in bitt'rem Schmerz:
Gott weiß es, den ich oft um dich
Mit Inbrunst angefleht,
In jener Zeit, die trüb' entwich . . . .
Nun ist's zu spät — zu spät!

Begraben sei die bitt're Zeit
In ew'ger Finsterniß,
Da ich aus einer Brust von Leid
Zu dir die Liebe riß,
Da mir Verzweifelndem die Welt,
So finster ward und öd' —
O hättest du sie mir erhellt! —
Doch nun ist es zu spät.

Die Rose glüht und zittert still
In sonnenschwüler Luft:
„Ist Keiner, der mich brechen will?
Mich sprengt mein heißer Duft."
In milder Abendzeit heran
Trittst du an's Gartenbeet —
Da schaut sie matt und welk dich an —
Zu spät ist es — zu spät . . . .

Und dir in's Herz, in das Gesicht,
Schau' ich mit trübem Blick:
O könntest du's — doch zwingst du nicht
Entfloh'ne Lieb' zurück.
Wo ist die schon erlosch'ne Gluth,
Der Wind, der schon verweht?
Laß ruh'n, was bei den Todten ruht,
Denn, — ach! — es ist zu spät.



Reinhold Fernau.

Zwei Wege zum Glück.

Wie viele Thränen, wieviel bange Stunden
Sind schon im Meere der Vergangenheit,
Im nimmermüden Wogenschlag der Zeit
Dahingeschwunden!

Wie viele Seufzer, wie viel heiße Klagen
Erklingen werden noch im lauten Chor,
Vergeblich klopfend an des Himmels Thor, —
Wer mag es sagen? —

Verschmähte Liebe, ungestilltes Hassen
Und Durst nach Gold, nach Wissen und nach Macht,
Die Trauerharfe in der Herzensnacht
Erklingen lassen.

O, glücklich, wer im engbegrenzten Kreise
Des Lebens wandelt die gewohnte Bahn,
Wem frommbescheid'ne Wünsche nur sich nah'n
Schmerzlos und leise.

Doch höchste Wonne, reinster Herzensfrieden
Erblüht dem Weisen nur, des ernster Geist
Frei wie der Aar ob allem Trauern kreist
Und Glück hienieden.

Die Freudenrosen, die die Stunden reichen,
Schlingt lächelnd um die Stirn er sich als Kranz,
Doch klagt er nicht, sieht bald er ihren Glanz
Flieh'n und erbleichen.

Und nahen sich die düstern Wolkenzüge
Des Unglücks ihm, — er steht, ein Fels, gefeit; —
Er thut in stolzer, sich'rer Einsamkeit
Sich selbst Genüge.



Eduard Ferrand.

Jugendliebe.

Als ich ein glücklicher Knabe noch war
Mit rothen Wangen, mit lockigem Haar,
Da zog es aus der Gespielen Reih'n
Mich oft in ein stilles Kämmerlein.

Die Bilder an der Wand, sie sah'n
Dort so vertraut mich und heimlich an,
Und jede Knospe war mir bekannt
An der Rose, die vor'm Fenster stand.

Im kleinen Stübchen stand morsch und alt
Ein Sopha von längst verscholl'ner Gestalt;
Dort saß ein Mädchen mit gold'nem Haar,
Das mir das Liebste auf Erden war.

Und neben ihr ruht' ich still beglückt,
Stumm in die eine Ecke gedrückt;
Sie schmiegte sich an die andere dicht,
Und ihr zu nahen wagt' ich nicht.

Dort träumt' ich trunken im engsten Raum
Oft Welt und Himmel umfassenden Traum;
Sie senkte das Auge in banger Lust,
Mit glühenden Wangen, mit wogender Brust. —

6*

Auf schwellendem Polster saß ich heut'
Und dachte an jene alte Zeit.
Sie saß mir zur Seite, ein schönes Weib,
Und schwatzte und schwatzte zum Zeitvertreib.

Mit halbem Ohre nur hört' ich zu,
Mir ließen die alten Träume nicht Ruh';
Im Busen klang mir ein altes Lied
Von einem Frühling, der längst verblüht.

Auch sie verstummte, ich schwieg schon lang',
Mir war so gepreßt, zum Weinen bang',
Mit trübem Blick sah ich sie an,
Sie wandte sich ab und seufzte dann.



Begegnung.

Mit mattem Blick, gebückt am Stabe,
Geht er die Straße still entlang;
Man sieht's ihm an, er geht zum Grabe
Wohl bald den schmerzlich-schweren Gang.

Einst glühte diese bleiche Wange,
In dieser wehzerriss'nen Brust
Schlug auch ein Herz mit frohem Drange,
Mit ungestümer Lebenslust.

Da geht ein Mädchen, hold und blühend,
Mit leichtem Schritt an ihm vorbei,
Die zarte Wange rosenglühend,
In ihres Lebens Jugendmai.

Und über seine Züge gleitet
Des kindlich reinen Auges Licht;
Als heiter sie vorüberschreitet,
Was ihn ergreift, sie ahnt es nicht.

Sie sehen sich zum ersten Male
Und werden nie sich wiederseh'n;
Durchglüht von ihres Auges Strahle
Nachschauend bleibt er stille steh'n.

Sie schwebt dahin, — das Bild des kranken,
Des bleichen Mann's ist schon verwischt
In ihren lächelnden Gedanken,
Wo Frohes nur sich Frohem mischt.

Was er wohl sinnt, — in heißem Beben
Pocht ihm das Herz, so voll, so voll!
Beginnen möcht' er jetzt zu leben,
Wo er vom Leben scheiden soll.

Sein Herz treibt sterbend neue Keime —
Sie aber geht und ahnt es nicht,
Wie seine letzten Erdenträume
Ihr Bild verklärt mit süßem Licht.



Ernst von Feuchtersleben.

Niobe.

Als du im Glücke dich überhobst, da mochten
Zürnende Götter dir Rachepfeile senden;
Nun aber senket Apoll in stiller Rührung
Nieder den goldenen Bogen, ernst bewegt vom
Inneren Licht, das der Qual entblühet. Giebt es
Höheres doch nicht auf Erden, als die Schönheit,
Wie sie den Schmerz verkärt. Da wird sie göttlich.



Nächtlich.

Der Mond umfluthet und umflicht
Mit zauberischem Silberlicht
Das stille Thal und flüstert Ruh
Dem oft getäuschten Herzen zu.

Ihr gold'nen Sterne! seid ihr wahr?
Ihr leuchtet wohl so tröstlich klar
Und winkt aus Strahlenglanz und webt,
Was über Raum und Gruft erhebt.

Doch Nacht umflort des Menschen Geist:
Was aus den Pfaden, wo ihr kreist
Als Ahnung ihm herüberweht, —
Wer sagt ihm, ob er's recht versteht?



Resignation.

Wend' ich auf's Vergang'ne
Prüfend mich zurück:
Trifft auf schwarz behang'ne
Särge nur mein Blick.

Schau' ich in das Heute,
Was gewahr' ich d'rin?
Alles Leben deute
Auf Verwandlung hin.

Unerforschter Weiten
Dämmerung verschließt,
Was in fernen Zeiten
Mir bereitet ist.

Und so schiff' und lenk' ich
Durch die Nacht dahin;
Wohlgemuth bedenk' ich,
Welch' ein Nichts ich bin.

Laßt uns, was auch dräue,
— Weil wir das versteh'n —
Ohne Furcht und Reue
Lächelnd untergeh'n!



Beschauung.

Vom eklen Spiel des Tags ermüdet,
Von stiller Einsamkeit umfriedet,
Senk' ich das Haupt in ernster Lust,
Melancholie! an deine Brust.

Du, Leben! bist das Schlangenbild
Wer es beschaute, ward gesund;
Du bist die Sphinx: wer sie enthüllt,
Ihn stürzt sie in den Opferschlund.

So laß mich denn in finst'rer Stunde,
Mich in dein graun'voll Wort versenken
Und männlich sinnend, jede Wunde,
Die du uns grausam schlägst, bedenken.

Sie sei'n geöffnet — mag es bluten!
Der tiefe, ungeheu're Schauer,
Die große, rettungslose Trauer,
Sie sollen furchtbar mich ermuthen.

Der Schwache kehrt den Blick vom Ziel —
Ich zitt're nicht, der Würfel fiel!
Nun mag es donnern, mag es nachten!
Ich will mit stummem Muth betrachten.



Ludwig August Frankl.

Menschenloose.

Vom Himmel zogen rauschend
Viel Regentropfen sacht;
Ich hörte lauschend, lauschend
Ihr Lied in dunkler Nacht:

„Wie wir so traulich wallen
So hell, so klar, so rein,
Welch' Loos wird, wenn wir fallen
Auf Erden unser sein?"

Auf Blüthen fiel der Eine
Und schwelgte im Genuß,
Geliebt vom Sonnenscheine
Starb er von seinem Kuß.

Im Meere nahm den Zweiten
Still auf der Muschel Schooß,
Der ward für Ewigkeiten
Zur Perle, hell und groß.

Ein And'rer fiel auf Eisen,
Das just von Flammen roth —
Und brannte sich mit leisen
Und flücht'gen Seufzern todt.

Der Vierte der Genossen
Trieb mit den Lüften Spiel
Und war schon leicht zerflossen,
Eh' er zur Erde fiel.



Asyl.

Wenn du ein tiefes Leid erfahren,
Tiefschmerzlich, unergründlich bang,
Dann flüchte aus der Menschen Schaaren,
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Felsen und die Bäume wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz:
Der Sturm, der Blitz hat oft zerrissen
Die Felsenbrust, das Waldesherz.

Sie werden dir kein Trostwort sagen,
Wie hilfereich die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit dir klagen
Und wieder schweigend mit dir ruh'n!



Heinrich Freimann.

Täuschung.

Wer sich mit Muth und Stolz auch brüstet,
Wie stark sich glaubt ein Menschenherz,
Daß es gefaßt sei und gerüstet,
Zu überwinden jeden Schmerz:

Es wird ein Herz doch nie befunden
So stark, wie es im Wahn sich hält,
Wenn dann sein Glück in dunklen Stunden
Zu Grabe geht, in Trümmer fällt.

Ob auch des Unglücks Schatten schreiten
Gar oft voraus des Unglücks Nacht,
Daß eine Seele sich bei Zeiten
Vertraut mit künft'gem Schmerze macht:

Erfüllt sich das Geschick, so wanken
Wie Rohr im Wind', doch leicht bewegt,
Der starke Sinn, die Trostgedanken,
Die lang vorher das Herz gehegt.

Und wär's auch nur für Augenblicke —
Das stärkste Herz bricht todesmatt
Zusammen, wenn dem liebsten Glücke
Die Sterbestund' geschlagen hat.



Ueber Nacht.

Ueber Nacht ließ reiche Blüthenzier
Dort den Rosenstrauch der Lenz entfalten,
Ueber Nacht auch kann das Glück in dir,
Menschenseele, seinen Einzug halten.

Aber früher noch, als du gedacht,
Kann es wieder dir entrissen werden, —
Kurze Frist nur währt die Blüthenpracht,
Flücht'ger noch ist oft das Glück auf Erden.

Ueber Nacht — gemahnt dich dieses Wort
An des Glückes Blumenbild, die Rose, —
Denk' als Staubgebor'ner auch sofort
An den Wandel aller Menschenloose.

Dunkel liegt die Zukunft vor dem Blick,
Hoffnungsfreudig gehst du ihr entgegen —
Doch die nächste Stunde kann dein Glück,
Kann dich selbst schon zu den Todten legen.



Zum Abschied.

Ist mir auch das Loos beschieden,
Daß ich dich verlieren soll,
Will ich scheiden doch in Frieden,
Still entsagend ohne Groll.

Dem Geschicke will ich weichen
Und für immer von dir geh'n —
Doch die Hand sollst du mir reichen,
Mir in's Aug' noch einmal seh'n.

Selbst verstummen soll die Klage
Um das Glück, das mein einst war,
Wenn ich dir beim Scheiden sage:
„Lebewohl! für immerdar!"

Keine Frage will ich richten
An dein Herz in dieser Stund',
Auf den letzten Gruß verzichten
Will ich selbst aus deinem Mund;

Nur die Hand sollst du mir geben,
Mir in's Aug' noch einmal seh'n,
Ehe wir für's ganze Leben
Scheidend auseinandergeh'n.



Alfred Friedmann.

Gesang der Danaide.

„Rauschet, bewegliche Wellen, wie flüchtige Menschen-
geschlechter!
„Haltlos zerfließend; bestimmt, unbemerkt zu vergeh'n!"

So drangen Stimmen aus dem Tartarus,
An dessen Eingang ich, ein Jüngling, lag;
Denn in das Leben trat ich und die Welt!

„Rauschet, bewegliche Wellen, unfaßbar wie heftige Wünsche,
„Wenn euch die Hand schon umschließt, gleitet wie Schlangen
ihr hin."

So klang es aus dem kühlen, tiefen Schlund,
Wie Menschenstimmen, Rauschen argen Quells!

„Denn Schlangen sind des Menschen Wünsche all',
„Sie stehlen schmeichelnd sich ihm nah' an's Herz,
„Sie schillern bunt und lächeln irisgleich,
„Dann träufeln Gift sie in die warme Brust,
„Und flieh'n ihr Opfer, gleitend durch das Laub. —

„Ein Wunsch, ein Wunsch! O, Pein, des Herzens Pein!
„— O, wer da wunschlos wie die Götter sein,
„Der Wünsche Gegenstand verachten könnte,
„Der Götter Gott wär's, wär's ein schwacher Mensch.
„O, Menschheit, du bejammernswerthes Wesen!

„In Wünschen zehrst du rettungslos dich auf,
„Unglücklich bist du, weil du wünschen mußt!
„Der Glückliche wünscht Nichts! Des Glückes Dauer
„Vielleicht? So macht die Furcht ihn wen'ger glücklich!

„Doch wer ist glücklich? Wer ist wunschlos dann?
„Wer wünscht, begehrt, und wer begehrt, besitzt nicht.
„Wer nicht besitzt, ist der beneidenswerth?
„Doch die Erfüllung selbst ist nur Enttäuschung,
„Nie gleicht Erreichtes dem, was angestrebt!
„Der Wunsch ist ewig, die Erfüllung kurz,
„Und wie die Welle durch die Hand mir rinnt,
„Enteilt der Wunsch, um Wünschen Raum zu geben.
„Verflucht die Welle und verflucht der Wunsch!"

„Verflucht die Welle und verflucht der Wunsch!
„Gewünschter Wunsch ist unerkannter Irrthum,
„Erfüllter Wunsch ist Irrthum, der erkannt!
„Erreichtes kann nicht lang' das Herz befried'gen,
„Nach Nicht-Erreichtem sehnt sich stets das Herz,
„Erreichter Wunsch ist wie die flücht'ge Gabe,
„Die Reichthum hin dem nackten Bettler reicht.
„Er nützt sie heut' und fühlt sein Elend doppelt,
„Wenn Helios morgen ihm, dem Nackten, strahlt.
„Von Wunsch zu Wunsch fliegt hin der Spielball Mensch,
„Geschlagen hier und wieder dort geschlagen;
„Nichts bleibt von ihm, als Wünsche, die noch kommen.

„Was aber klag' ich nun des Menschen Schicksal,
„Ich Aermste! zu der herbsten Qual verdammt,
„Zu wollen ewig das Unmögliche,
„Die Zeit verbringend mit der Zeitvergendung,
„Nach Etwas haschend, was doch nimmer sein kann,
„Was ist mir Zeit — und was ist mir der Mensch!?
„Zu Menschen zählend, lebt' ich einst in Zeit
„Und Raum, und liebte, küßte, weinte, sang.
„Nun ist mir Liebe — Zeit — Raum — Kuß — all' Eins!

„Wie Wellen ewig neu in's Sieb der Qual,
„So rinnen Menschenwellen ewig nieder
„Von oberen Gefilden hier herab!
„Zu Schatten ward Odyß — Achill —! Homer,
„Der alle pries, kam schemenhaft zu uns
„Die blasse Wiese her von Asfodel;
„Myriaden kamen nach! Drei oder vier,
„Sie werden noch dort oben wohl genannt:
„Dann zittert's in dem dunklen Erebos,
„Das Rad hält ein, die Welle rauscht nicht mehr,
„Held Sisyphos ruht aus auf seinem Block,
„Persephone senkt dann ihr schönes Haupt,
„Und Pluto neigt sein Scepter in den Staub;
„Der Kerberos rollt wilder um sein Aug' —
„Dann landet Charon tausend taube Aehren,
„Und wieder rinnt die Welle wie zuvor!! —

„Was ist mir Zeit und was ist mir der Mensch!
„Weilt' ich noch athmend unter Lebenden
„Und göss' die Zeit in die Unendlichkeit,
„Wie hier das Wasser in der Täuschung Sieb:
„Ich wüßt' ein Klagelied, daß selbst Steine weinten,
„Wie Niobe, die, Stein, noch Thränen fand.
„Ich selber aber fänd' die Thräne nicht.
„Obwohl solch' Schicksal soviel Thränen werth
„Als Wellen nutzlos fließen hier durch's Sieb.

„Denn einmal leben läßt uns nur der Gott.
„Das Leben nutzen ist des Menschen Recht;
„Es nutzlos leben, ist des Menschen Hölle,
„Und zwecklos leben Tausende es hin
„Und fühlen's nicht, und fühlen keinen Schmerz.
„Der Tausenderste aber fühlt für sie;
„Sein Herz zerquält ein tausendfacher Jammer,
„Und Tausend sehen's und versteh'n ihn nicht.

„Er aber faßt sein qualzerrissen Herz
„In beide Hände; gießt sein Herzensblut
„In ein Gefäß, das man die Dichtung nennt.
„Sein Blut wird dort Krystall, Rubin, Demant
„Und glänzt hellleuchtend in der Menschheit Krone!

„Er kennt allein den Werth des Vogels Zeit.
„Und schenkten Tausende ihm ihre Spanne,
„Nicht wär's genug, er nützte sie vollauf.
„So Einer aber, er, der Tausendste,
„Er wird gewöhnlich, wie die Andern All',
„In ödem Spiel verbraucht; in schnödem Joch
„Zieht er, am Leib die Flügel, Bauernpflug!
„Ein köstliches Gefäß aus Künstlerhand
„Kocht roh der Hirte über'm Rauch und Ruß,
„In ihm den schalen, matten Mittagsbrei!

„Die Welle rinnt, gedankenbringend, hin.
„Und ich gedenke längstvergang'ner Zeit,
„Die niemals war, wär' sie nicht im Gedächtniß.
„Erinnerung! Zweideutiges Geschenk
„Der Götter, die noch gnädig sich bezeigt,
„Daß sie nicht mit Voraussicht uns begabt.
„Doch auch vergang'ner Freude sich erfreu'n!
„Voraussicht aber führte gleich zum Selbstmord:
„Denn Unerträgliches ist uns bestimmt,
„Und wir ertragen's, weil wir's nicht erahnen.

„So denk' ich heut' noch einstigen Geschicks.
„Hätt' ich's erahnt, mir war es nicht gesendet!
„Von Neilos kamen wir gen Argos' Stadt,
„Von Neilos Fluth, die mit dem Strom des Lebens
„Das Blut der Menschen kräftiger durchwallt,
„Vom Neilos kamen wir gen Argos' Stadt,
„Wir fünfzig Schwestern, fliehend fünfzig Brüder,

„Aegyptos' schwarze, uns verhaßte Schaar,
„Die uns gefreit zu schlimmem Ehebett,
„Der blanken Jo weiße Enkelinnen,
„Der Götterbraut untadliges Geschlecht.

„O Stadt, o Land, o silbern hehres Meer!
„Gedenk' ich euer, schwillt die Thräne mir,
„Und eig'ne Thränen schöpf' ich in das Sieb,
„Die Fluth vermehrend, die ich schöpfen muß!

„Wir landeten am meerumtobten Strand
„Im Festgewand, den wollumwund'nen Zweig,
„Der Bittenden geziemt, in Händen tragend,
„Wie weiße Lämmer vor dem gier'gen Wolf,
„Wie vor dem Falken scheue Turteltauben,
„Und faßten Argos' schützenden Altar.
„Die linnenen Gewande flatterten
„Im Wind um uns're Jungfraunhuldgestalt;
„Sidonerschleier hüllten uns das Haupt
„Voll hohen Sinn's, wie einst der Zeusbraut Jo's.

„Von Danaos, dem weisen Vater her=
„Geführt, der des Aegyptos, seines Bruders,
„Gewalt'ger Macht erlag, gedachten wir
„Agyptos' fünfzig Söhnen zu entflieh'n,
„Der Ehe, die des Rechtes Göttin, Themis,
„Verbietet! Aber Eines will der Mensch;
„Unbeugsam Eines Zeus! Stets bleibt Er Sieger."

— — — — — — — — — —

„Denn kein Geschick naht Menschen, die da schuldlos.
„Die Schuld ruft Unglück, wie das Leben Tod!
„Doch oftmals büßt der ganzen Menschheit Schuld,
„Die furchtbar groß — der Einzelne — voll Unschuld!
„Dann zeigt sich erst der Menschheit ganzes Weh,

„Da einer leidet, der von Schuld nichts weiß,
„Von eigener, und fremde büßen muß. —
— — — — — — — — — —

„Rausche, bewegliche Welle, mein ewiges Elend erzählend!"

„Dort oben ringt der Mensch sich täglich ab,
„Das Leben täglich eine neue Frage,
„Und als Gewißheit nur der sich're Tod!
„Und wenn als glücklich wer erscheint dem Andern,
„Ist's meistens für den Andern eben Schein.
„Denn alles Leben ist Enttäuschung nur:
„Den trügt die Hoffnung, jenen das Erhoffte;
„Und das Gewünschte war nicht wünschenswerth!
„Gibt je die Welt, so gibt sie um zu nehmen;
„Wie Eimer geh'n die Menschentage hin:
„Wenn Einer steigt, ist's, daß der And're falle;
„Kam Weisheit, war es, weil die Jugend ging;
„Als Jugend kam, war keine Weisheit da.
„Einst war der Wille, heute fehlt die Kraft,
„Und als die Kraft war, war der Wille nicht.

„In der Entfernung rundet sich der Stern;
„Von nah' beseh'n, sind's Berge hier, dort Thäler,
„Sowie das Menschenleben Freud' und Leid.
„Licht wähnen vor- und rückwärts wir zu schauen
„Und leben ewig in dem tiefsten Schatten.
„Das Ist genügt nicht; War kommt nie zurück,
„Das Wirdsein ist die tief verhüllte Sphinx!

„Nur Schlaf ist Glück, und ich, ich schlafe nicht!
„Nur Schlaf ist Glück und das Erwachen Elend!
„Das größte Elend ist das längste Leben,
„Die größte Seligkeit der längste Schlaf,
„Und ach, der längste Schlaf, es ist der Tod,
„Wird nicht empfunden mehr und nicht gefühlt;

„Das höchste Elend aber, schmerzreich Leben,
„Es fühlt sich stündlich! Unterbricht's der Schlaf,
„Ist's, uns zu zeigen, welche Last von Schmerzen
„Verschlafen wird, und welche Pein gelebt!

„Ist also nicht geboren sein, das größte Glück,
„Und nachher dieses: allsogleich zu sterben —
„So fasse, wer's erfassen mag, mein Elend!
„Mein irdisch Dasein war, wie aller, Pein!
„Und statt des Schlafs, der Rückkehr zur Natur,
„Wird mir im Tode auch noch ew'ge Qual:
„Ein Schattenleben, und dies ausgefüllt
„Mit Zeitvergeudung, Danaidenarbeit,
„Die dauern soll in alle Ewigkeit!

„Daß dies gedacht kann werden, zeugt vom Leid
„Unsäglich, das die Menschheit treffen kann,
„Doch daß es auch geschieht, — dies zeuget Wahnsinn!

„D'rum Fluch der Welle! Fluch, Fluch, Fluch der Zeit!
„Der Menschheit droben, die uns glaubt zu schau'n,
„Und blind, im Spiegel sich nicht selbst erkennt;
„Nicht, daß sie selbst die Danaidenschaar,
„Die nutzlos Wellen schöpft in's Sieb der Zeit,
„Vergehend mit der Welle und der Zeit,
„Gleich ihnen ewig sich zur Qual erneuernd!

„Die Furien geißeln sie, sobald sie ruh'n
„Und rasten wollen in dem steten Kampf —
„Sich glaubend in dem Land der Lotophagen,
„Dem Glücksland, sonder Heimkehr in das Leid;
„Wie mich die Furie geißelt, halt' ich ein,

„Die Welle zu der Welle hinzugießen:
„Ein unnütz Jetzt zu ungenütztem Gestern!

„Der Menschen Furie aber ist der Wunsch!
„Ein rastlos Wollen nach dem Unerreichten,
„Das manchmal eine große That gebiert,
„Doch ewig Schuld ist an dem Unglück Aller!

„Denn nur der Unzufried'ne wünscht und hofft,
„Es ist zufrieden nur, wer nicht mehr lebt.
„Das Streben keimt aus Unzufriedenheit,
„D'rum strebt der Mensch, unselig bis zum Tod!"



Hermann Friedrichs.

Aus vergilbten Rollen.

Vergilbte Rollen hielt ich in der Hand,
Fast ein Jahrtausend trotzten sie den Winden —
Verkohlt die Rolle, d'rauf der Name stand,
Entrissen hab' ich sie dem Feuerbrand,
Und nur der Name war nicht mehr zu finden.

Gleichviel, — aus diesen Pergamenten sprach
Ein Geist mich an mit Feuerflammenzungen;
Es war an einem heißen Sommertag,
Als tief ich in des Waldes Schatten lag,
Umweht von lieblichen Erinnerungen.

Und als ich staunend mühsam sie durchlas,
Vom hellen Geiste mächtig angezogen,
War's eine Frage, die mein Auge maß,
Und die seither ich nimmer mehr vergaß:
Warum ist diese Welt so gern belogen?

Und auf die Frage hört' ich Antwort jetzt,
Noch seh' ich sie, die festen, mark'gen Züge:
Die Thräne, die der Welt das Auge netzt,
Der Lebensquell, d'ran sie die Lippen letzt,
Sie selbst, die Welt, ist eine große Lüge!



Emanuel Geibel.

Herbstgefühl.

O, wär' es blos der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!
Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht;

Daß, wie der Jugend Ruf verhallt,
Und wie der Blick sich trübt,
Die Brust, die einst so heiß gewallt
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Witz und Scherz ergießt,
's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern sprießt.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Flimmer bricht;
Nach Thränen sehnt sich unser Herz
Und findet Thränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd';
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum.



In der Ferne.

Sag' an, du wildes, oft getäuschtes Herz,
Was sollen diese lauten Schläge nun?
Willst du nach so viel namenlosem Schmerz
Nicht endlich ruh'n?

Die Jugend ist dahin, der Duft zerstob,
Die Rosenblüthe fiel vom Lebensbaum,
Ach, was dich einst zu allen Himmeln hob,
Es war ein Traum.

Die Blüthe fiel, mir blieb der scharfe Dorn,
Noch immer aus der Wunde quillt das Blut,
Es sind das Weh, die Sehnsucht und der Zorn
Mein einzig Gut.

Und dennoch, brächte man mir Lethe's Fluth,
Und spräche: Trink, du sollst genesen sein,
Sollst fühlen, wie so sanft Vergessen thut,
Ich sagte: Nein!

War Alles nur ein wesenloser Trug,
Er war so schön, er war so selig doch;
Ich fühl' es tief bei jedem Athemzug,
Ich liebe noch.

D'rum laßt mich geh'n, und blute still mein Herz,
Ich suche einen Ort bei Nacht und Tag,
Wo mit dem letzten Lied ich Lieb' und Schmerz
Verhauchen mag.



Rühret nicht daran!

Wo still ein Herz in Liebe glüht,
O, rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

O, gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüthen steht;
Ihr wißt nicht, welch' ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch' ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an,
Doch keine Thräne heißer Reu'
Macht eine welke Rose blüh'n,
Erweckt ein todtes Herz auf's Neu'.



Auf dem Wasser.

Nun wollen Berg' und Thale wieder blüh'n,
Die Winde säuseln durch der Wipfel Grün,
Des Waldhorns Klang verschwimmt im Abendroth, —
Ich möchte froh sein, doch mein Herz ist todt.

Die Freunde rudern frisch und säumen nicht,
Des Wassers Furche blinkt im Sternenlicht,
Die Cither klingt, im Takte schwebt das Boot, —
Ich möchte froh sein, doch mein Herz ist todt.

Der Mond geht auf, und lauter wird die Luft,
Es drängen Lieder sich aus jeder Brust,
Der Wein im Becher gluthet dunkelroth, —
Ich möchte froh sein, doch mein Herz ist todt.

Und stiege meine Lieb' aus ihrem Grab
Mit all' den Wonnen, die sie mir einst gab,
Und böte Alles, was sie einst mir bot:
Umsonst! — Denn hin ist hin, und todt ist todt!



Erik Gustav Geijer.

Veränderung.

Ein heit'rer Knabe schuf mich die Natur.
Wenn die Berge blau,
Von fern' ich schau',
Und die Wellen sich stürzen vom Meeres Bord,
Da wünscht' ich allein
Mir Schwingen klein,
Durch des Himmels Flur
Im Scheine der Sonne zu fliegen weit fort.
Nun sitze ich fest
Und kann nicht vom Nest
Und Bücher und Zahl
Und Phrasen zumal
Mich plagen, als wär ich gefangen.
Mit jedem Jahr,
Wenn der Frühling klar,
Blüth wunderbar,
Denk' ich: der mein' ist vergangen.



Maß und Ordnung herrschet in der Welt.

Maß und Ordnung herrschet in der Welt,
Aus dem Tod ein neues Leben bricht,
Und es ist, soweit das Licht erhellt,
Alles klar, — nur Menschenschicksal nicht.

Sieh', mit Lärm und rastlos wildem Jagen
Durch die Erde und das Meer mit Macht
Die Geschlechter führt der Zeiten Wagen,
Hinter uns der Tag, vor uns die Nacht.

Tausende in jeder Stunde Scheinen
Steigen auf und Tausend And're fallen,
Drängen sich mit Lächeln, Lügen, Weinen,
Und es giebt ein Grab die Erde Allen!

(L. v. Arentsschildt.)



Karl Gerok.

Die Rose im Staub.

Liegst am Boden, arme Rose,
Eines losen Buben Raub,
Blüthest ach! zu bess'rem Loose,
Als zu welken hier im Staub!

Doch der Knabe sah dich prangen
Als des Gartens Königin,
Und er fühlt' ein frech' Verlangen,
Brach dich ab — und warf dich hin.

Hätt' er treu dich heimgetragen,
Sorgsam dich in's Glas gesetzt,
Hätt'st du noch von Tag zu Tagen
Dich erquickt und ihn ergötzt.

Hätt' ein Frühlingssturm die Blätter
Dir zerstreut erbarmungslos:
Sterben unter Blitz und Wetter
Ist ein schönes Blumenloos.

Aber hat die gold'ne Sonne
Darum deinen Kelch enthüllt,
Gott und Menschen ihn zur Wonne
Mit dem süßen Duft gefüllt,

Daß du sollst zur Beute werden
Eines Buben kurzer Lust,
Daß du schnöd' im Staub der Erden
Dich zertreten lassen mußt? —

Kommt ein Kind, dich aufzulesen,
Doch die Mutter wehrt und spricht:
„Laß, wer weiß, wem sie gewesen?“
Und das Kind begehrt dich nicht. —

Gestern hätt'st du noch mit Ehren
Einer Fürstin Brust geschmückt;
Ach! und heute muß man wehren,
Daß ein Kind sich nach dir bückt!

— Und warum bei deinem Looſe
Mir das Herz vor Wehmuth bricht:
Du in Staub getret'ne Rose,
Ach, du bist die einz'ge nicht!



Herbstgefühl.

Müder Glanz der Sonne!
Blasses Himmelblau!
Von verklung'ner Wonne
Träumet still die Au'.

An der letzten Rose
Löset lebenssatt
Sich das letzte, lose,
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain;
Auch Vergeh'n und Sterben
Däucht mir süß zu sein.



Adolf Glaser.

Bild des Todes.

Nicht plötzlich streift des Winters kalte Hand
Der Wälder Schmuck, der Blumen Prangen!
Bevor er naht, hat er den Herbst gesandt,
Der manches Blatt vorher dem Baum entwandt,
Bis kalt und streng der Winter kommt gegangen.

Manch' Aestchen löst sich leise wie ein Spiel,
Ein and'res hat der Sturm zerschmettert,
Ein frisches Laub ward gier'gen Wurmes Ziel,
Das and're welk zur Erde niederfiel,
Bis ganz der Wald verlassen und entblättert.

Es löst vom Lebensbaum sich Blatt um Blatt,
Eins frisch, eins welk, in Lust, in Leiden,
So, daß zuletzt das Herz, des Scheidens satt,
Zur Ruh' sich sehnt, vom Lebenswechsel matt,
Wo sich der Erde Flocken d'rüber breiten.



Rudolf Gottschall.

Weltseele.

Lautlos rings die Natur — blendender Sonnenbrand
Legt ein duftiges Netz über das ferne Land.
Würziger Lebenshauch
Quillt aus Baum und Strauch.
Unter rankendem Blätterdach
Duften Blumen und rauscht der Bach,
Badet schimmernd die Libelle,
Welche flüchtig den Spiegel streift,
Während die lüstern erregte Welle
Ihr nach dem schillernden Fittich greift.

Da verschwimmt vor dem Aug' sonniger Fluren Kranz,
Wald und Thal und Gebirg alles zu einem Glanz!
Ewigen Lebens Schein
Strahlt mir in's Herz hinein,
Bis mir jedes irdische Ding
Hängt im großen, unendlichen Ring,
Dessen Glieder die Sterne dort oben,
Und hier unten das menschliche Herz!
Alles fühl' ich in Eins erhoben,
Erd' und Himmel und Lust und Schmerz.

Durch die fluthende Welt rudert mein Geist, ein Schwan,
Majestätisch und still! Träume aus Hindostan
Sänft'gen die Leidenschaft
Lotosblumenhaft,

Bis die hemmende Schranke fällt,
Bis die Seele wird Seele der Welt.
Fern dem Hoffen und Wollen und Streben,
Fern dem verzehrenden Drang der Zeit
Ruh' ich über dem flüchtigen Leben,
Wie das Auge der Ewigkeit.

Doch dies göttliche Schau'n tief in das Herz der Welt
Ist ein schimmernder Blitz, der nur im Flug erhellt.
Taumelnd verfall' ich dann
Wieder dem alten Bann,
Und in Wogen das Meer zerbricht,
Und in Strahlen das ew'ge Licht.
Wieder regt sich der dunkle Willen,
Dem Vergänglichen unterthan,
Und die Wünsche, nimmer zu stillen,
All' der süße, der bunte Wahn!



Was schreibt die Woge in den Sand?

Was schreibt die Woge in den Sand?
Sie schreibt hinein ihr bitt'res Leiden,
Ihr ewig Kommen, ewig Scheiden,
Die kurze Rast am theuern Strand.

Ich aber starr' in's Meer hinaus!
Mein selig Hoffen, freudig Lieben,
Ich hab' es in den Sand geschrieben:
Die nächste Welle löscht es aus.



Karl Gödeke.

Verborgenheit.

Mögt ihr hinaus durch alle Räume schweifen,
In jedem Blick ein Glück der Liebe schauen,
Aus jeder Stunde mag Genuß euch thauen,
Und jede Frucht für euch erquickend reifen:

Mir g'nügt es, einsam durch die Flur zu streifen,
Von fern' zu seh'n Gestalten schöner Frauen,
Zum Himmel still und heiter aufzuschauen,
Nach Blüthen lässig, ohne Zweck zu greifen;

Gekannt von Wen'gen, im verborg'nen Frieden,
Von Wünschen frei, befreit auch von Beschwerden,
Nichts sein und wollen, was mir nicht beschieden:

Wohl manches Glück ward ausgetheilt auf Erden,
Kein schön'res aber, dünkt mich, giebt's hienieden,
Als dies Vergessen und Vergessenwerden.



Johann Wolfgang von Goethe.

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück?!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlor'ne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage
Jene holde Zeit zurück.



Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt ihm die Welt erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!



Hans Grasberger.

Versäumt.

Ich ziehe finster des Weges,
Der ferne von deinem liegt,
Von deinem Pfade, dem stillen,
Der nie zu meinem sich biegt.

Und ob wir wandern und fragen
Und suchen, ich und du,
Nie neigen getrennte Bahnen
Auf's Neu' einander sich zu.

Wir haben allein die Sonne
Am weiten Himmel gemein,
Und wenn's mich einsam umnachtet,
Schließt gleiches Dunkel dich ein.

Wohl trafen wir einst zusammen,
Doch schritten wir stumm beiseit,
Und jedes dachte im Herzen:
Es ist ja noch immer Zeit,

Noch immer schaut dich mein Auge,
Noch dringt dir mein Ruf an's Ohr —
So zogen wir säumend weiter,
Bis Eins das And're verlor.



Karl Graß.

Lern' die Zeit aus Zeiten wägen,
Nicht aus nahem Augenblick;
Wisse sanft in's Grab zu legen
Jedes hingesunk'ne Glück.
Weißt du sanft zurück zu geben,
Was nur Gunst der Zeit dir lieh;
Beut sie dir stets neues Leben,
Denn das Deine nimmt sie nie.



Elly Gregor.

Dichterloos.

Beneidet keinen Dichter
Um seinen Dichtermund,
Er ist am schmerzensreichsten
Auf weitem Erdenrund.

Das Glück schafft wenig Lieder,
D'rum ward ihm kein's gewährt;
Die Dichtkunst gleicht dem Vampyr,
Der sich vom Herzblut nährt.



Den Zürnenden.

Wenn ich doch der Traumgott wäre!
Eure Herzen zu versöhnen,
Ließ' ich nur Versöhnungslieder
Stets in eu'ren Träumen tönen.

Und es müßt' ein ruh'los Bangen
Nacheinander euch erfassen,
Heiß nach Frieden euch verlangen
Nach dem Grolle, nach dem Hassen.

Könnt' ich euch doch heimlich sagen
Wie ihr Beide blind gewesen,
Reue in das Herz euch tragen
Und vom Stolze euch erlösen.



Martin Greif.

Resignation.

Folge dunk'lem Lebensdrange,
Nähre Himmelslicht in dir;
Achte, wie's zu End' gelange,
Aber hoffe nichts dafür!

Ob ein Greis mit hundert Jahren
Weise in die Grube fährt,
Ob ein Jüngling unerfahren, —
Was war all' das Treiben werth?

Bald weiß keiner mehr zu sagen,
Wer du warst und wie dein Bild,
Das sie welk hinausgetragen
In ein blühendes Gefild.

Jeder Wehruf ist verschollen,
Jede Klage ist verweht,
Wo mit seinem wechselvollen
Loos ein neu Geschlecht ersteht.

And'rer Jugend gold'ne Tage
Andern Alters steile Bahn,
Neue Freude, neue Klage,
Alles hebt von Neuem an.



Schattenleben.

Still ist's, wo die Gräber sind
Meiner Liebe;
Nur bisweilen klagt der Wind
Bang und trübe.

Seh' die Schattenwelt auf Erden
Rings vergehen,
Fühle Alles spurlos werden
Und verwehen.



In der Heimath.

In der Heimath war ich wieder,
Alles hab' ich mir beseh'n.
Als ein Fremder auf und nieder
Mußt' ich in den Straßen geh'n.

Nur im Friedhof fern alleine
Hab' ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Fühlt' ich eine leise Hand.



Franz Grillparzer.

Wintergedanken.

Willst du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei des Sommers Flucht?
Oder, wenn der Herbst erschienen,
Warum giebst du keine Frucht?

War vielleicht zu reich dein Blühen,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüthen geben Früchte,
Aber, ach, die Blumen nicht.



Ewige Nacht.

Nur einmal zögert's,
Stellt sich nicht ein,
Das helle Frühlicht,
Der Sonnenschein.

Das ist am Morgen
Zu jener Frist,
Da Nachts du vorher
Gestorben bist.



Ruhm.

Weh' dem, den aus der Seinen stillem Kreise
Des Ruhms, der Ehrsucht eitler Schatten lockt!
Ein wildbewegtes Meer durchschiffet er
Auf leichtgefügtem Kahn. Da grünt kein Baum,
Da sprosset keine Saat und keine Blume,
Ringsum die graue Unermeßlichkeit.
Von ferne nur sieht er die heit're Küste,
Und mit der Wogen Brandung dumpf vermengt,
Tönt ihm die Stimme seiner Lieben zu.
Besinnt er endlich sich und kehrt zurück,
Und sucht der Heimath lichtverlass'ne Fluren, —
Da ist kein Lenz mehr, ach, und keine Blume;
Nur dürre Blätter rauschen um ihn her!



Julius Grosse.

Rückblicke.

Wohin, ihr Töne meiner Laute,
Daraus die volle Seele drang,
Wo Alles, was ich Gott vertraute —
Der Himmel stürmte oder blaute —
In Leiden selbst noch lieblich klang?

Wohin, du kleine, enge Klause,
Von Rebenlaub umdämmert grün?
Ein König dünkt ich mich zu Hause,
Ein Weiser fern vom Weltgebrause,
Und sah die Aprikosen blüh'n. —

Nun wohn' ich hoch in stolzen Räumen
Und schau' auf Thürm' und Gärten weit
Bis zu beschneiten Alpensäumen,
Und doch — wo bist du, süßes Träumen,
Du armuthfrohe Seligkeit?!



Je älter du.

Je älter du, je voller wird dein Herz,
Doch wie ein Kirchhof nur, der voll von Todten,
Die ausgelitten ihren Erdenschmerz. —

Einst war es eine Au', von rosenrothen
Maiwolken überstrahlt, ein lust'ger Hain,
Wo dunkle Wipfel holden Schatten boten. —

Von Märchenblumen leuchtete der Rain,
In tiefer Waldnacht hundert Brunnen rauschten,
Auf Marmorgöttern blitzte Mondenschein. —

Das war dein junges Herz. Verstohlen lauschten
Gedanken, Phantasieen, welche kühn
Mit Gleichgesinnten reiche Reden tauschten.

Nun steh'n Denkmale rings von Immergrün —
Denkmale rings — begrabener Gedanken,
Begrab'ner Träume, die im Sturm verglüh'n.

Verscholl'ner Tage Pläne hier versanken,
Verscholl'ner Freunde Namen steh'n auf Stein,
Bedeckt von Moos und blumenreichen Ranken.

Zum Kirchhof ward des Herzens Jugendhain.
Beisammen liegt, was sündig war und wacker,
Je älter du, je voller wird er sein —

Das Menschenherz auch ist ein Gottesacker!



Josef Grönland.

Abgelebt.

Der Friedhof nimmt zu gleicher Zeit
Zwei neue Gäste auf;
Zwei Bursche sind's: wie schlossen die
So schnell den Lebenslauf!

Den Einen bringen Hunderte
In eine Gruft von Stein;
Den Andern scharrt man theilnahmlos
Mit andern Bettlern ein.

Und wie der Prunk vorüber war,
Die Menge sich verlor,
Wankt durch den dunklen Laubengang
Ein bleicher Bursche vor —

Der lehnt sein Haupt so leidend, matt
An einen Leichenstein,
Starrt über beide Gräber hin
Und brummt in sich hinein:

„Und ob verschwärmt, ob abgehärmt —
Es geht auf Eins hinaus;
Ein Jeder ging den schnellsten Weg
Ins allerletzte Haus.“

„Der Eine dort, des Glückes Kind,
Starb in der Lüste Arm;
Der And're, arme Teufel, hier,
Erlag der Noth, dem Harm."

„Euch Beiden ward das gleiche Loos
Und gleiches Loos wird mir:
Ich bin entlaubt in Frühlingszeit,
Hab' ausgelebt, wie ihr,"

„Ich bin verschwärmt und abgehärmt —
Es geht auf Eins hinaus —
Heut' oder morgen ruh' auch ich
Bei euch im letzten Haus!"



Otto Friedrich Gruppe.

Winter.

Es ist wohl Herbst und Winter,
Doch weht so lauer Wind,
Man meint, es wäre Frühling,
So sind die Lüfte lind.

Sieh' da, der Birnbaum blühet,
Der Birnbaum hat gedacht,
Es sei schon Zeit zu blühen
In bester Frühlingspracht.

Ja, guter Freund, so täuschte
Sich hier auch meine Brust,
Und wollt' im Winter blühen
Mit inn'rer Frühlingslust.

Da fielen Flocken nieder
Und schneiten Alles ein,
Die Blüthen und die Lieder —
D'rum laß dein Blühen sein.



Friedrich Halm.

Im Kloster.

Sie stand im dunk'len Kreuzgang
Im blüthenweißen Kleid,
Ein Mönch in brauner Kutte
Ernst sinnend ihr zur Seit';

Es blüht auf ihren Wangen
Wie heller Frühlingsschein,
Der Mönch mit weißem Barte
Sieht wie der Winter d'rein.

Hell funkeln ihre Augen
Voll Jugendlust und Glück;
Es glimmt kein Strahl der Freude
Mehr in des Mönches Blick.

Sie stürmt in heit're Zukunft
Ein lächelnd Kind hinaus;
Er sehnt nach des Lebens Wüste
Sich todesmüd' nach Haus.

Jetzt sinkt vor dem Greis sie nieder
Und küßt sein rauh' Gewand,
Und auf dem blonden Scheitel
Ruht segnend seine Hand.

Es ist ein Bild zum Malen,
Mich aber macht es bang:
Sie steh'n doch nah' beisammen,
Aufgang und Niedergang.



Margarethe Halm.

Pessimismus.

O, könnt' ich dieses Trugbild, die Welt, zertrümmern
Mit ihrem feilen Geliebe und Wimmern,
Mit ihrem Wahnsinn von Tugend und Recht,
Da selbst der Edelste des Irrthums Knecht;
Da Helden am eigenen Können verzweifeln,
Und Dämonen Gift in's Erlöserherz träufeln, —
Die Dummheit goldpreisgekrönt sitzt auf dem Throne,
Dem Genius wird des Martyriums Krone!



Robert Hamerling.

Rastlose Sehnsucht.

Ach! zwischen Thal und Hügeln,
Und zwischen Land und Meer,
Irrt stets mein Herz auf Flügeln
Der Sehnsucht hin und her.

Ruh' ich an düstern Bäumen
Hoch auf den wald'gen Höh'n,
Sehnt sich nach Stromesschäumen
Mein Herz und blauen See'n.

Doch bald zur Stadt mich locken
Vom Strand der blauen Fluth
Träume von blonden Locken
Und Wangenrosengluth.

Und ist der Traum geschieden,
Ruft mich der Wald zurück.
O, sagt, wo wohnt der Frieden?
O, sagt, wo blüht das Glück?



Die Sterne.

Tausend gold'ne Sterne winken
Aus des Himmels blauer Höh';
Tausend gold'ne Sterne blinken
Aus dem spiegelglatten See.

Hoch hinan in blaue Ferne
Winken sie mit gold'nem Licht;
Aufwärts, aufwärts zög' ich gerne,
Doch mein Flug erreicht sie nicht.

Nach der Tiefe hin, der feuchten,
Lockt mich ihr demant'ner Kranz;
Aber ach! die dort mir leuchten,
Sind ein wesenloser Glanz.

Und so mögt ihr, gold'ne Sterne,
Uns'res Glück's Symbole sein:
Was der Himmel hat, ist ferne,
Was die Erde hat, ist Schein.



Menschenleben.

Heut' lallen an der Mutterbrust, der weichen,
Zu Rosse morgen zieh'n in stolzem Trabe,
Und übermorgen dann als müder Knabe
Mit grauen Haaren an der Krücke schleichen.

Das Glück erspäh'n und nimmer es erreichen,
Sich hundertmal als einzig süße Labe
Den Tod erfleh'n und schaudern vor dem Grabe,
Das Sein verwünschen, vor dem Nichts erbleichen.

In langer Weil', in Weinen oder Lachen,
In Sehnen, Sinnen, Hoffen und Erbeben
Den Tag verträumen und die Nacht durchwachen,

Dazu die Frage schmerzlich oft erheben,
Was all' das soll: das ist in tausend Sprachen
Ein altes Lied, betitelt Menschenleben.



Todtes und Lebendiges.

Marmorgebild' voll Leben und Reiz, ich flüchte zu dir mich:
Steine, sie leben, — und todt grinst das Lebend'ge mich an!



Weltleben und Einsamkeit.

Herzerquickung, lieblichen Lebensanreiz
Sucht' ich oft, in's Menschengewühl mich stürzend:
Doch das glücksspur-tastende Fühlhorn mußt' ich
Immer zurückzieh'n!

Einsamkeit ist bitter — und auf des Lebens
Bahnen draußen lauert sogleich das Unheil;
Lauert Schuld und Trug und der Lebensmächte
Größte, die Thorheit!



Viel Träume.

Viel Vögel sind gepflogen,
Viel Blumen sind verblüht;
Viel Wolken sind gezogen,
Viel Sterne sind verglüht;
Vom Fels aus Waldesbronnen
Sind Wasser viel geschäumt:
Viel Träume sind zerronnen,
Die du mein Herz, geträumt.



Wilhelm Hamm.

Sonntag.

So sonnig der Himmel, so wohlig die Luft,
Es singet und tanzt die Natur,
Die Blumen versenden heut' doppelten Duft,
Und satter grünet die Flur.

Nun hinweg mit dem staubigen Wochenkleid,
Das Gewand des Festes hervor!
Hinweg mit des Werkeltags pochendem Leid,
Und öffnet der Freude Thor!

Heut' steck' ich mir Rosen und Lack vor die Brust
Und fülle mir zweimal den Krug,
Heut' bad' ich in seliger Nichtsthuer=Lust
Für sechs der Tage genug!

Doch morgen hebt wieder das Mühlwerk an
Zu klappern den alten Schlag —
Geduld, auch es eilet hinab seine Bahn
Zum ewigen Feiertag.



M. Harald.

Heilmittel.

Verletzt von einer Rose,
Das Kind zur Mutter lief:
„O, sieh', die bösen Dornen,
Sie stachen gar so tief!"

Die Mutter leget lächelnd
Nur frische Erde d'rauf,
Und ihres Kindes Wunde
Hört gleich zu bluten auf.

Die Erde ist das Mittel,
Das alle Wunden heilt,
Die äuß're, wie die inn're,
Die tief im Herzen weilt.

Für jene eine Handvoll . . .
Gleich hört's zu bluten auf;
Für diese eine Schaufel . . .
Und alles Leid hört auf!



Heinrich Hart.

Müde.

O, bange Stunden,
Wo alles Qual ist —
Und was empfunden,
Verrucht und schal ist.

Bald möcht' in Thränen
Das Aug' zerfließen,
Bald trotzig Wähnen
Das Herz verschließen.

Müde, zu hassen,
Müde der Liebe —
Ach, könnt' ich fassen,
Was ewig bliebe.



Julius Hart.

Sohn der Nacht.

Schlag' nicht so stolz, mein kühnes Herz, in müder Brust,
Für dich ist nicht die süße Pracht der jungen Rose,
Das braune Mädchenauge nicht das schelmisch-lose
Für dicht glänzt nicht der Mai in lichter Blüthenlust.

Dir schäumt kein süßer Wein in Schalen, rein und klar,
Dein Haupt umranken keine duft'gen Rebenkränze,
Dein Auge glänzt nicht blau, dem Himmel gleich im Lenze,
Du bist kein Sonnenkind mit goldgelocktem Haar.

Geh', beug' dein stolzes Haupt, du blasser Sohn der Nacht,
Dich liebt der heil'ge Tag nicht, lerne d'rum entsagen,
Du sollst mit dir all' böse Erdenschmerzen tragen
Und einsam sterben dann auf öder Lebenswacht.

Die Lichtgebor'nen küßt der liebe Sonnenschein,
Auf deiner Stirne träumt der Mond mit krankem Glanze,
Ihr Grab schmückt sich im Lenz mit dunklem Rosenkranze,
Auf deinem wuchern Gräser nur und Dorn und Stein.



Du bist gefallen, keusches Lichtgestirn.

Du bist gefallen, keusches Lichtgestirn,
Und ringsum wogen braune Wolkenschatten;
Es wühlt und wühlt in diesem müden Hirn,
Und Leib und Sinn fühl' ich mit Angst ermatten.

O, wüste Nacht, dein wirrer Traum verweht
Wie Fluth und Sturm, zu Grund, zu Grunde geht
Dein Glück und deine Lust, zerborsten und ertrunken,
Im Sande eingewühlt, tief liegt mein Boot;
Zu dir sah ich empor in meiner Noth,
Und du, auch du bist in den Staub gesunken!

Ich schrie nach Lust und lebte um Genuß,
Ich faßte trunk'nen Sinns nach vollen Bechern
Und tauschte Kuß und Kuß um Kuß
In üppiger Nacht bei todesblassen Zechern.
Ich sah zu dir empor, sah ewigrein
Dich leuchten in der Nacht mit frühlingsgold'nem Schein,
Dein Auge blitzend in hellflammenden Funken.
Ich schrie zu dir, es stöhnte schwer mein Mund
In nebelfahler, trüber Morgenstund' —
Und jetzt — ? auch du bist in den Staub gesunken.

Ringsum die Nacht, es wühlt die Fluth am Grund,
Und meine Seele schreit im stummen Sehnen;
Herz, Geist und Sinn und Leib — o Alles wund! —
Und ich hab' kein Gebet und keine Thränen —
Die Schrecken jener Träume wehen her,
Hinab, hinab, da ist kein Hoffen mehr,
Zu tief hast du die schnöde Lust getrunken.
Um meine Stirne jagt die Angst der Nacht,
Kein Licht, kein Stern auf meiner öden Wacht —
Auch du, auch du bist in den Staub gesunken.



Moritz Hartmann.

Erster Schnee.

Erster Schnee liegt auf den Bäumen,
Die noch jüngst so grün belaubt —
Erstes Weh liegt auf den Träumen,
Die noch jüngst an Glück geglaubt.

Erster Schnee ist bald verschwunden,
Wenn darauf die Sonne weilt —
Erstes Weh schlägt tief're Wunden,
Die kein Freudenstrahl mehr heilt.



Der Frühling.

Es schwebt ein Geist ob der Frühlingspracht,
Ich hab' ihn oft belauscht,
Wenn er herab von den Sternen der Nacht
Mit Seraphsfittig rauscht.

Er spricht zum Körnlein im Schooß der Luft:
Nach dem Kirchhof nimm deinen Lauf
Und fall' auf der Jungfrau grüne Gruft
Und keim' als Lilie auf.

Er spricht zum Stämmlein, noch dünn und zart:
So sprosse und wachse nur fort,
Ich hab' dich zum Kreuze aufbewahrt
Im Walde, am nächtlichen Ort.

Er spricht zum Ephen, im Grund versteckt:
Reck' vor deine grüne Hand,
Daß sie die morschen Trümmer mir deckt,
Bald stürzt diese feste Wand.

Erinn'rung, Tod und Liebe weh'n
Herab von den Sternen der Nacht;
Erinn'rung, Tod und Liebe geh'n
Vereint durch die Frühlingspracht.



Friedrich Hebbel.

Vorbereitung.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von dir was Theures reißt;
Sie schreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geist;
Sie will dich vorbereiten, ernst,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit du heut' entbehren lernst,
Was morgen sicher raubt der Tod.



Pietät.

Etwas Mitleid den Künstlern und Dichtern, welche das Höchste
Nicht erreichen; es sagt's ihnen kein Josef voraus,
Und sie müssen das Leben erst opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geschieht; darum verschont sie mit Spott!



Schlafen, Schlafen!

Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen,
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh',
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen thu'!



Heinrich Heine.



Was will die einsame Thräne?

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick,
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden
Zerflossen in Nacht und Wind.



Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Thräne
Zerfließe jetzunder auch!



Mir träumte einst von wildem Liebesglüh'n.

Mir träumte einst von wildem Liebesglüh'n,
Von hübschen Locken, Myrthen und Resede,
Von süßen Lippen und von bitt'rer Rede,
Von düst'rer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!
Geblieben ist mir nur, was gluthenwild
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh' jetzt auch
Und such' das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß' es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch.



Laß die heil'gen Parabolen.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend elend
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?



Hat man viel . . . .

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.

Wenn du aber gar Nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.



Selten habt ihr mich verstanden.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.



Paul Heinze.

Erkenntniß.

Und hebt mein Blick sich himmelwärts
Zum Sternenbaldachin,
Will doch mir Frieden nicht in's Herz
Auf sanften Schwingen zieh'n.

Denn, ach, des Himmels ew'ger Plan
Umschließt auch uns're Welt,
Und strahlend nimmt auch sie die Bahn
Durch's lichte Aetherzelt;

Voll Sonnenglanz, auch unser Stern
Ist eine Welt voll Licht
Und der Vollendung doch so fern,
Die uns das Heil verspricht.

Trägst, Erde, du allein die Qual,
Das Weh der ganzen Welt?
Bist du, nur du, vom ew'gen Strahl
Des Friedens nie erhellt? —

Nein! aus der Sterne feuchten Schein
Weht mir's die Antwort zu:
„Auch uns bewohnen Gram und Pein
Und nur im Tod ist Ruh!"



Karl Herloßsohn.

Wie eine Wasserlilie.

Wie eine Wasserlilie
Leuchtet es durch die Nacht.
Ist es der Mond, der durch Wolken
Aufgeht in seiner Pracht?

Ist es des Schwan's Gefieder,
Zieh'nd durch den dunklen See?
Tritt aus schwarzer Felsengrotte
Eine wundersame Fee?

Nein! Nein! es ist dein Antlitz,
Dein Antlitz, weiß und hold;
Vom Fenster leuchtet's hernieder
In seiner Locken Gold! —

Du wunderbares Antlitz,
Was hast du aus mir gemacht?
Du lichtest das Dunkel so strahlend
Und mich versenkst du in Nacht!



Georg Herwegh.

Ich kann oft stundenlang am Strome stehen.

Ich kann oft stundenlang am Strome stehen,
Wenn ich entflohen aus der Menschen Bann,
Er plaudert hier, wie ein erfahr'ner Mann,
Der in der Welt sich tüchtig umgesehen.

Da schildert er mir seiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erst gewann,
Ermattet d'rauf im Sande schier verran,
Und jedes Wort fühl' ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch so sicher seine Bahn!
Bei allen Plänkeln, Hin- und Wiederstreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!"

Du, Seele, nur willst in der Irre schweifen?
O, tritt, ein Kind, doch zur Natur heran
Und lern' die Weisheit aus den Wassern greifen!



Tief, tief im Meere sprach einst eine Welle.

Tief, tief im Meere sprach einst eine Welle:
Wie glücklich müssen meine Schwestern leben,
Die droben strahlend auf und niederschweben;
O, dürft' ich einmal an des Tages Helle!

Wie sie gebeten, so geschah ihr schnelle,
Sie durfte aus dem dunkeln Schooß sich heben;
Doch kaum war ihr Ein Sonnenstrahl gegeben,
Lag sie schon sterbend an des Ufers Schwelle.

O, mögen Alle doch ihr Schicksal loben,
Die still geheim des Lebens Kreis beschreiben
Und nie die Wuth der offenen See erproben.

O, mögen sie in tiefer Nacht verbleiben,
Und ihrer Keiner streben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben.



Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth.

Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen —
O, leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingeh'n wie der heit're Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingeh'n wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwang'rer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingeh'n wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O, wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingeh'n wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entfloh'n,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget.

Du wirst nicht hingeh'n wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingeh'n, hingeh'n ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.



Ludwig Hinterding.

Morgens.

Wenn sonst im Arm der Mutter Nacht
Der junge Tag erwachte,
Und mir sein Aug' mit lichter Pracht
In's traute Stübchen lachte,
Wie schlug mein Herz dann unbewußt
Dem Kommenden entgegen,
In Wonnezügen trank die Brust
Des Morgens süßen Segen.

Jetzt scheucht er wie ein Schergenknecht
Vom Auge mir den Schlummer,
Mein Herz, vom bangen Traum erregt,
Aufschrickt zu neuem Kummer;
Die sorgenbange Seele sieht
Die Zukunft düst'ren Blickes: — —
Ach, mit der süßen Kindheit flieht
Der Morgentraum des Glückes.



Herbstgefühl.

Nun welken die Blumen im Walde,
Es fallen die Blätter vom Baum,
Bedenke, o Herz, wie so balde
Vorüber der Frühlingstraum!

Die Sonne, die gestern noch glühte,
Hat tief sich in Wolken verstrickt,
Wàs gestern noch grünte und blühte,
Steht heute verwelkt und geknickt!

Verstummt sind die Lieder im Thale,
Verlassen, verödet die Höh'n;
So ist's nun mit einem Male
Um all' den Jubel gescheh'n!

O, Herbst, du Zeit der Erkenntniß,
Du rüttelst uns derb aus dem Traum,
Du bringst uns so recht zum Verständniß,
Daß Glück nur ein flüchtiger Traum.

Daß Alles die Zeit vernichtet,
Nicht fragt, ob's gut oder schön,
Was wir auch erdacht und gedichtet,
Wie Spreu wird im Winde verweh'n.



Im Walde.

Wenn einsam ich in Waldes Schatten steh',
Und aus der Fern' die Abendglocken klingen,
Dann wird um's Herz mir oft so wunderweh,
Daß heiße Thränen mir ins Auge dringen.

Dann geht ein Flüstern leis' von Baum zu Baum,
Und doch seh' ich kein Blättchen sich bewegen,
Die Blumen nicken alle wie im Traum,
Das scheue Reh gras't still auf lichten Wegen.

Ein wonnig Glüh'n entbrennt in meiner Brust,
Ein süßer Schauer überströmt die Glieder,
Es schwillt mein Herz in längst vergess'ner Lust,
Als würd's in meinem Innern Frühling wieder.

Was löst so lind der Thränen heißen Strom?
Wohl fühl' ich es, doch weiß ich's nicht zu sagen,
Mitunter ist's, als zög' im Waldes Dom
Ein süßer Traum aus meiner Kindheit Tagen.



Die alte Frau.

Sie war eine alte, gebrechliche Frau,
Besorgte noch Küche und Keller,
Man nahm es mit ihr nicht sehr genau,
Sie verdiente ja auch keinen Heller.

Sie aß und trank, was übrig blieb,
Sie war so still und genügsam,
Sie hatte die junge Frau so lieb
Und war gar treu und fügsam.

Sie war stets früh mit der Sonne wach
Und sammelte Holz in die Scheuer,
Sie schrubbte Küche und Wohngemach
Und schürte zum Kaffee das Feuer.

Sie trieb die Küh' auf die Weide hinaus,
Sie fütterte Schaf' und Ziege,
Und gingen die Andern zum Kirmeßschmaus,
Dann saß sie still an der Wiege.

Und als sie lebensmüd' und krank,
Da blieb sie zufrieden wie immer,
Stumm reichte man ihr den bittern Trank
Und trug sie in's hinterste Zimmer.

Hier lag sie still und geduldiglich, —
Man ließ es an Nichts ihr fehlen;
Sie durfte sogar zur Bedienung sich
Die neue Dienstmagd wählen.

Und als man sie plötzlich als Leiche fand,
Da hatte man es sehr eilig,
Vor Kummer vergaß man allen Tand
Und gab ihr ein grobes Leilich.

Man trug sie still und geräuschlos hinaus,
Man lud auch keine Gäste;
Sie war längst überflüssig im Haus,
D'rum war ihr Tod das Beste.



Das Glück.

Das Glück, mein Freund, ist eine lose Dirne:
Heut' bietet sie zum Kuß dir Mund und Stirne;
Doch über Nacht schon hat sie dich verlassen,
Um einen Andern liebend zu umfassen.



Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Wie die jungen Blüthen leise träumen.

Wie die jungen Blüthen leise träumen
In der stillen Mitternacht!
Schüchtern spielt der Mondschein in den Bäumen,
Daß die Blüthe nicht erwacht.

So auch flüstert, was ich sing' und sage,
Ziehet wie das Mondenlicht
Leise hin durch deine Blüthentage,
Und mein Lied, es stört dich nicht!



Ich will von dir, was keine Zeit zerstöret.

Ich will von dir, was keine Zeit zerstöret,
Nur Schönheit, die das Herz verleiht;
Ich will von dir, was nie der Welt gehöret,
Die engelreine Kindlichkeit.

Das sind des Herzens allerbeste Gaben,
Das ist des Lebens schönste Zier.
Hat dich die Welt, so kann ich dich nicht haben;
Lebst du der Welt, so stirbst du mir.



Nach uns auch wird die Erde wieder grün.

Nach uns auch wird die Erde wieder grün,
Der Baum wird knospen und die Blume blüh'n,
Nach uns auch wird das Lied der Nachtigallen
Im laubumbuschten Hage wiederhallen. —

Du Lilienherz, so froh und engelrein,
Du Rosenangesicht voll Himmelsschein,
Warum ist dir hienieden nur Ein Leben,
Warum nur Eine Blüthenzeit gegeben?



Friedrich Hölderlin.

An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir wie eine Blüthe hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfing,
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand:

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernehme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte:
Da umfingen gold'ne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die stillen Felsenwände spielte,
Und der Aether durch die Zweige schien,
Wenn ich da, von Blüthen übergossen,
Still und trunken ihren Odem trank,
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen
Aus den Höh'n die gold'ne Wolke sank —

Wenn ich fern auf nackter Heide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schooß
Der Titanensang der Ströme schallte,
Und die Nacht der Wolken mich umschloß;
Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr,
Und des Himmels Flammen mich umflogen:
Da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunk'nen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre sich
In den Ocean die Ströme sehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;
Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, gold'ne Kinderträume,
Ihr verbergt des Lebens Armuth mir;
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, schenktet ihr!
O, Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh' und Zwang entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte
Wie die Erndten in Arkadien.

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,
Todt ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben ist ein Schatten nur,
Da der Jugend gold'ne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimath liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt. —



Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Der Tod.

Wann, Friedensbote, der du das Paradies
Dem müden Erdenpilger erschließest, Tod,
Wann führest du mich mit deinem gold'nen
Stabe gen Himmel, zu meiner Heimath?

O, Wasserblase, Leben, zerfleug nur bald!
Du gabest wenig lächelnde Stunden mir
Und viele Thränen, Qualenmutter
Warest du mir, seit der Kindheit Knospe

Zur Blume wurde. Pflücke sie weg, o Tod,
Die dunkle Blume: Sinke, du Staubgebein,
Zur Erde, deiner Mutter, sinke
Zu den verschwisterten Erdgewürmen.



Todtengräberlied.

Grabe, Spaten, grabe!
Alles, was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir!
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir!

Weiland groß und edel,
Nickte dieser Schädel
Keinem Gruße Dank!
Dieses Beingerippe
Ohne Wang' und Lippe
Hatte Gold und Rang.

Jener Kopf mit Haaren
War vor wenig Jahren
Schön, wie Engel sind!
Tausend junge Fäntchen
Leckten ihm das Händchen
Gafften sich halb blind!

Grabe, Spaten, grabe!
Alles was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir!
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir!



Chr. Hoeppel.

Rückblick.

Da lieg' ich still und trau're,
Mein Herz ist von Weh erfüllt,
Voll Sehnsucht denk' ich wieder
An ein entschwund'nes Bild.

O, wär'st du mir geblieben
Ein Engel zur Seite mir,
Ich wäre nimmer geworden
Der düst're Fremdling hier.

Ich hätte mein Herz bewahret
Vor mancher wilden That;
Ich wäre so rein geblieben,
So rein ich dir genaht.



Hans Hopfen.

Lieb Seelchen, laß das Fragen sein.

Lieb Seelchen, laß das Fragen sein:
Was wird der Frühling bringen?
Lichtgrünes Gras, Waldmeisterlein
Und Veilchen vor allen Dingen.

Auch Herzeleid und Frauenhuld
Gedeiht in diesen Tagen,
Ein bischen Glück, ein bischen Schuld
— Lieb Seelchen, laß das Fragen.



Dieweil du mich verlassen hast.

Dieweil du mich verlassen hast,
Verließ mich auch der Schlummer,
Unrast ward mein beständ'ger Gast,
Mein Bettgenoß der Kummer.

Ich glaub' auch du hast viel geweint,
Dein Auge sah ich glänzen;
Nun bist du ruhig, wie es scheint,
Und fährst zu Spiel und Tänzen.

Da stellt' ich mich an's Treppenhaus
In's gaffende Gedränge;
Ein Wagen hielt, du stiegst heraus,
Und Lob ging durch die Menge.

Wie schien dein Putz zum Hohn mir gar!
Anstatt der Myrthenkrone,
Die einst ich träumt', umfing dein Haar
Ein Kranz von rothem Mohne.

Die Blumen der Vergessenheit
Trugst du mit Lachen und Scherzen,
Da dacht' ich der vergang'nen Zeit
Und sprach zum klopfenden Herzen:

Heut' macht sie Glück, denn leicht und bunt
Trägt sie im Haargeflechte
Als Schmuck für eine lust'ge Stund'
Den Schlummer meiner Nächte.



Wilhelm Hoppstaedter.

Allein.

Ich bin allein, und meine Seele trauert
Und sehnt sich wild nach dem verlor'nen Glück.
Und tausend Mal ruf' ich dein Bild zurück
Und jene Zeit, die ach so kurz gedauert!
Noch seh' ich dich, in Thränen, stumm, ergeben,
Zum letzten Male bleich in meinem Arm,
Dein treues Auge schaut so innig warm. —
Leb' wohl! Leb' wohl! — Vielleicht für's ganze Leben!

Ich liebe dich! — Das sind nicht leere Worte,
Wie sie des Leichtsinns frevle Zunge spricht,
Ich liebe dich und ich entsage nicht
Und kniee weinend an des Himmels Pforte.
Doch kein Gewähren lindert meine Leiden,
Zu meiner Rettung regt sich keine Hand,
Verwüstet ist der Träume Wunderland,
Und schneidend klingt das alte Lied vom Scheiden.

Wunsch.

O, fänd' ich nur das rechte Lied,
Um meinen Schmerz zu klagen,
Den ich in meiner wunden Brust
So lange schon getragen!

Ich mein', es müßte mir das Herz
Um Vieles leichter sein;
Ich legte dann in diesen Sang
Mein ganzes Weh hinein.

Und dieses trübe, dunkle Lied
Wollt' ich den Menschen geben,
Durch deren Haß, durch deren Schuld
Getrübt mein ganzes Leben.
O, fänd' ich nur das rechte Wort,
Das tief zum Herzen dringt
Und das mit dumpfem Trauerton
Mein todtes Glück besingt!



Moritz Horn.

Im Walde.

Bist du im Wald gewandelt,
Wenn's d'rin so heimlich rauscht,
Wenn aus den hohen Büschen
Das Wild aufhorchend lauscht?

Bist du im Wald gewandelt,
Wenn d'rin das Frühlicht geht,
Und purpurroth die Tanne
Im Morgenscheine steht?

Hast du da recht verstanden
Des Waldes zaub'risch Grün,
Sein heimlich süßes Rauschen
Und seine Melodien? —

O, Herz, wenn dir die Erde
Nicht hält, was sie versprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre
In arger Falschheit brach,

Dann komm', ruft's aus dem Walde,
Komm' her in meine Ruh',
Mein leises, kühles Rauschen
Küßt deine Wunden zu.



Karl Immermann.

Im Herbste.

Steh' balde still und rühr' dich nicht,
Mein Herz! Kannst ja kein zweites rühren.
Doch glühe, bis der Tod dich bricht,
In's Land der Kälte dich zu führen.

Aus aller Blüthen schönem Reich
Hab' ich die tauben nur erworben,
Mein Leben ist ein welker Zweig,
Ich bin allein und schon gestorben!



Nach manchem Jahr.

Beim ersten Frühlingswetter
Fand ich in meinem Fach
Vergilbte, alte Blätter,
Die Schrift erblaßt und schwach.

Je mehr ich d'rin gelesen,
So mehr hatt' ich sie lieb:
Wer ist doch Der gewesen,
Der diese Lieder schrieb?

Wem ging so auf und nieder
Ein Freuden=Schmerzentag
Ihr alten, heißen Lieder,
Wie kamt ihr in mein Fach?



Der Traum.

Im Traum erschien mein Genius. Er zeigte
Ein großes Füllhorn mir und sprach: „Darin
Ruht deiner Zukunft Schaden und Gewinn;
Nun wähle schwere Tage oder leichte!“

Und aus dem Horne warf er leichte, seichte,
Bescheid'ne Freuden, muntern Tagessinn;
Dann schleudert er die strengsten Leiden hin;
Und Schmerzen sah ich, die kein Wort erreichte.

Und milde sprach mein Genius: „So wähle!“
Doch mich ergriff ein ungeheu'res Aengsten,
Und aus des Herzens Tiefen, aus den bängsten,
Rief laut ich, daß erwachte meine Seele:

„Gieb Andern, die sie mögen, solche Freuden!“
„Mir gieb die heil'gen Schmerzen, gieb die Leiden!“



Wilhelm Jensen.



Und haben heut' wir uns geliebt.

Und haben heut' wir uns geliebt,
Da laß uns morgen scheiden;
Wenn kurzes Leid die Liebe giebt,
So spart sie langes Leiden.

Schnell welken schöne Blüthen fort,
Laß ab, sie zu behüten,
Daß sie nicht farblos und verdorrt
Uns mahnen, wie sie blühten.

Laß ab, sie in des Herzens Buch
Vertrocknet einzupressen —
Ihr Leben war nur bunter Trug,
Verblichen und vergessen.



Wilhelm Jordan.

Sei mitleidsvoll!

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Ein langes, mütterliches Bilden
Hat rührend in der Larve Nacht
Gerieft an diesen Flügelschilden
Den Schmelz von grün metall'ner Pracht.

Er muß nach einem Sommer sterben,
Wo du dich siebzig Jahre sonn'st!
O, laß ihn laufen, fliegen, werben,
Er sei so prachtvoll nicht umsonst.

Ein Wasserwürmchen lag im Moore,
Vom Himmel träumend, fußlos, blind,
Da wächst ihm Fuß und Aug'; am Rohre
Ersteigt es Lüfte, warm und lind.

Von Sonnengluth getrocknet springen
Die Gliederschalen; blaue Höh'n
Erstrebt's auf zart gewob'nen Schwingen
Und summt: Wie schön, wie wunderschön!

Nun ist's in seinen Himmelreichen;
Sein höchstes Glück — ein Tag umspannt's.
So gönn' ihm nun mit seinesgleichen
Den Elfenchor im Abendglanz.

Sei mitleidsvoll! Was wir erfuhren,
Das schläft im Stein, das webt im Baum,
Das zuckt in allen Kreaturen
Als Dämmerlicht, als Fragetraum.

Sei mitleidsvoll! Du bist gewesen
Was todesbang vor dir entrinnt.
Sei mitleidsvoll! Du wirst verwesen
Und wieder werden, was sie sind.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust!



Erich Jarlsen.

Freud' und Elend.

Wenn sorgenlos mit lust'gem Lied
Die Freude lenzgeschmückt,
Der Noth begegnet, die sich scheu
In einen Winkel drückt,

Schreckt sie zusammen und verstummt
Und zittert, bleich, verstört;
Und singt erst wieder, wenn sie dann
Die Andern singen hört. —

Doch wenn das Elend hung'rig, müd',
Vom Uebermuth verhöhnt,
Sich schüchtern in ein Zimmer wagt,
D'raus wilder Jubel tönt,

Da schweigt der Lärm; mit einem Mal
Wird's geisterstille Ruh',
Schaut es so traurig namenlos
Dem tollen Treiben zu.



Um's tägliche Brod.

Wie sorgt' ich schon und quält' ich mich,
Eh' kaum der Tag begann,
Und freudlos, wie die Stunde wich,
Die düst're Zeit verrann.

Was ich so mühsam gestern that,
Heut' muß ich's wieder thun,
Und bin so müde doch und matt,
Darf aber nimmer ruh'n.

Dies gleiche, stille Einerlei,
Der ew'ge Streit und Zank,
Da wird das Herz, so froh und frei,
Verstimmt und trüb' und krank.

Von all' der Plag' und all' dem Streit,
Was hat man noch davon?
Ein früher Tod — nach langem Leid —
Das ist der einz'ge Lohn.



Dennoch wieder.

Wie oft hat treulos nicht das Glück
Verhöhnt mich und verlassen!
Elender Mensch, ich! krank und schwach
Jag' ich ihm dennoch wieder nach,
Als könnt' ich's gar nicht lassen.

Wie oft hat Jammer nicht und Gram
Mich tief in's Herz getroffen!
Ich eitler Narr füg' mich nicht d'rein,
Als dürft' ich gar nicht elend sein,
Will immer noch ich hoffen.



Himmelwärts.

„Lieb', liebes Herz, wenn dich bedrückt
Des Lebens Gram und Neid,
Schwing' dich zu Gottes Himmel auf,
Dort oben giebt's kein Leid."

Du redest auch, wie du's versteh'st,
Du fühlst nicht meinen Schmerz,
Am Himmel selber bin ich irr',
Und wie dann himmelwärts?



Otto Kemmer.

Gute Nacht.

Wie die Blätter von den Bäumen
Sank dahin der Jugend Träumen;
Als sie fielen still und sacht,
Seufzt' ich leise: Gute Nacht! . . .

Schlaft denn ein für immerdar
All' ihr Träume licht und klar! . . .
Schollenklang schon zu mir hallt,
Gute Nacht! Ich folg' euch bald!



An * *

Ich dacht' an dich,
Als fröhlich ich
Ein Röslein sah,
Ein schönes, blühendes Röslein!
Als es verblich,
Da dachte ich,
Dafür ist's da
Das arme, welkende Röslein!
Ich dacht' an dich,
Und traurig ich
Auf's Röslein sah!



Treulos.

Ja! ich ward treulos, brach mein Wort,
Das ich im Liebestaumel dir gegeben —
Es nagt die Reu' am Herzen fort,
Verfehlt und ganz vereinsamt ist mein Leben.

So unschuldsvoll, dein Taubenblick,
Warum mußt er dem meinen sich vermählen,
Der grimmig-düster strahlt zurück
Des wilden Herzens Elend — wer auch wählen

Hieß dich den alten, finst'ren Mann,
Der lachend nahm dein erstes Jugendlieben,
Um bei dem nächsten Frühling dann
Zu seh'n dich aus dem Paradies vertrieben. — —

Dein Herz ist traurig und so schwer . . .
Und liebst mich noch? . . . Ich seh' die Lippen beben, —
So komm' in meine Arme her
Und laß im Rausch den sünd'gen Kuß dir geben.

Dann laß mich zieh'n gleich Ahasver
Von Ort zu Ort, bis elend ich gestorben,
Und liebst du . . . komm' zum Todten her,
Der treulos einst um deine Lieb' geworben.

Und wein' dich satt und wein' dich aus,
Laß still dich schnöde Weiberzungen höhnen,
Man trägt ja einst auch dich hinaus,
Und dann im Grab wird uns der Tod versöhnen!



Seufzer.

Es hielt mir nicht das Leben,
Was es mir einst versprach,
Von seinem Baum der Sturmwind
Die Blüthen grausam brach.

Und kaum noch ein Erinnern
An Jugendlieb und =lust
Durchbebt in Traumesdämmern
Die sterbensmüde Brust.

Könnt' ich dort drüben schlafen
Im kühlen, stillen Grund,
Mit Erde auch bedecken
Mein Herz, so schmerzenswund.



Abschied vom Leben.

So sing' denn, Herz, dein letztes Lied,
Wirf ab dein hirnverzehrend Leid,
Der allerletzte Glaube schied,
Und todt bist du in Ewigkeit! . . .

Einst glaubte ich an hohes Glück
Und Liebe, Frieden, Seligkeit,
Das Alles schwand! Nichts blieb zurück,
Nicht Haß einmal, nicht einmal Neid.

Auch keine einz'ge Hoffnung mehr
Find' ich in meines Lebens Buch,
Die Blätter alle, alle — leer!
Komm' Tod! — Es ist des Spiel's genug!



Justinus Kerner.

Frühlingsklage.

Die Sänger frei sich schwingen
Aus diesem Thränenthal,
Fröhlich im Sonnenstrahl
Ein helles Lied zu singen.

Ich blick' empor mit Sehnen,
Befangen schlägt das Herz,
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell stirbt es hin in Thränen.

Die Sänger ruh'n mit Wonne
Im grün gewölbten Baum,
Sie träumen hellen Traum
Von Sternen, Mond und Sonne.

Ich sitz' in enger Zelle,
Kein Traum löſ't meinen Harm,
Ich sitze krank und arm,
Schmerz macht mir jede Helle.



Poesie.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesieen
Schweigen, wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebroch'ne Herz.



Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

Als du noch ohne Sorgen
Geschlummert schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und Morgens dann ihr meinet
Stets fröhlich sei sein Herz.



Dauer des Herzens.

Ein Saumthier träget still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Rast.

Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und, wär' er noch so schwer,
Trägt seine Last sie leicht.

Doch all' die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und nicht bricht.



Friedrich A. Kienast.

Täuschung auf Täuschung.

Hab' wohl gehegt in meinen Jahren
Manch' schönen Wunsch, hab' viel gehofft,
Hab' manche Täuschung auch erfahren,
Zum Niederschmettern allzu oft,
Und habe Alles still ertragen,
War ruhig wieder manchen Tag,
Da kam wie Blitz an heit'ren Tagen
Unvorgeseh'n ein ärgster Schlag.
Auf diesen folget bis zum Scheiden
Wohl mancher noch, ich zweif'le nicht,
Doch winkt ein Ende jedem Leiden:
Wenn's arme Herz einst sterbend bricht.



Gottfried Kinkel.

Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern G'leise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden,
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immerfort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!



Karl Knortz.

Glück.

Wenn der Mensch Jahr aus, Jahr ein
Unter diesen Horden ist,
Duldend unsagbare Pein,
Niemals lernt, was Morden ist,
Und er nun als alter Mann
An des Todes Pforten ist —
War er glücklich, wenn bis dann
Nicht verrückt er worden ist.



Kennst du das Land?

Da, wo der Spaten glänzet,
Und wo voll Rost das Schwert;
Da, wo der Arzt zu Fuß geht
Und wo der Landmann fährt;
Da, wo das Alter herrschet,
Die Jugend es verehrt;
Wo voll ist stets die Scheune,
Das Zuchthaus stets geleert;
Wo nie zum Aberglauben
Die Menschheit ward bekehrt;
Da, wo der Weg zum Richthaus
Durch Dornen ist gestört;

Wo niemals falsche Eide
Die Maid dem Jüngling schwört —
Dort ist das Land des Glückes,
Das unser Herz begehrt.
Wo liegt's? Du fragst; ach Niemand
Hat je davon gehört.



Verschiedene Ansichten.

O, wie ist in der Welt doch Alles so herrlich geordnet,
Ueberall siehet die Spur göttlicher Weisheit der Mensch!
Seht dort zum Beispiel den Storch, der suchend das Wasser durchschreitet,
Schnabel und Beine sind lang, fing er auch sonst wohl den Frosch?
Groß ist die Weisheit des Herrn! Doch will es schier mich bedünken,
Daß der Frosch in dem Teich andere Ansichten hat.



Weltschmerzlieder.

I.

Alles, was ich jetzt begehre
Ist ein „Knüppel aus dem Sack";
Geben möcht' ich eine Lehre
Dem verwünschten Menschenpack.

Lüge ist soweit der Blick geht,
Edler Menschen giebts nicht zwei!
Wo du glaubest, daß dein Glück steht,
Lauert die Verrätherei.

Mensch, mißtraust du einem Gotte,
Schließ' dich schnell dem Teufel an;
Finde Trost in frechem Spotte,
Wenn dir sonst nichts helfen kann.

Suche nicht in blauer Höhe
Was hier unten dir gebricht;
Aber, wie es immer gehe,
Armes Herz, verzage nicht!

Immer hast du noch zwei Tröster,
Was auch immer dich betrifft;
Leicht bist du ja ein Erlöster,
Denn dir bleiben — Blei und Gift.

II.

Schau' nicht in der Nacht nach dem Himmel
Hinauf zum beglückenden Schein,
Wenn du in der Menschen Getümmel
Auf Erden stehest allein.

Auch geh' nicht der Sonne entgegen
Im Thale von Blumen geschmückt;
Auch blüht auf den Bergen kein Segen,
Der dich deiner Wehmuth entrückt.

Denn duftige Blumen und Sterne,
Sie rufen zurück in dein Herz
Das Glück und das Schöne der Ferne
Und bringen verdoppelten Schmerz.

Leg' lieber mit deiner Beschwerde
Dich ungeseh'n in den Schrein —
Viel besser unter der Erde,
Als über der Erde allein!



Mein Tagebuch.

Angenehmes, also sprach ich,
Will ich in dies Buch nur schreiben. —
Hielt' ich meinen Vorsatz, würden
Alle Seiten leer d'rin bleiben.



Ewiger Kampf.

Ew'ge Klagen muß ich lesen
Dir im Antlitz, geisterbleich;
Laß den alten Glauben fahren
An das tausendjähr'ge Reich!

Falschheit, Aergerniß und Trübsal
Gab's, so lang' die Welt besteht;
Glück und zuverläss'ge Freunde
Waren immer dünn gesä't.

Edles Streben nur gewähret
Dir Genuß, der glücklich macht;
Merk', kein Traum ist unser Leben,
Sondern eine heiße Schlacht.

Tritt dem Schicksal keck entgegen
Und mit heldenmüth'ger Brust;
Was man leicht und schnell erringet
Giebt nur halbe Freud' und Lust.



Hartwig Köhler.

Blätter im Winde.

Zur Erde gestreute Blüthen,
Verwehte Blätter im Wind,
Sie kann der Stamm nicht behüten,
Dem sie entsprossen sind. —

Ein Leben, wenn es verloren,
Hält Vater und Mutter nicht mehr,
Zum Spiel der Dämonen erkoren,
So wirbelt und treibt es umher! —

— — — — — — —

Zur Erde gestreute Blüthen,
Verwehte Blätter im Wind,
Sie kann der Stamm nicht behüten,
Dem sie entsprossen sind.



Franz Kugler.

Zuflucht.

Wildzerriß'ne Wolken treiben
An dem dunklen Himmelsraum;
Also schweifen die Gedanken
Rastlos, wie im Fiebertraum.

Dem verwirrenden Gedränge
Zu entflieh'n vermag ich nicht,
Und die Schatten wenden dräuend
Gegen mich ihr Angesicht.

Laß an deinem reinen Herzen
Bergen mich mein krankes Haupt!
Du nur kannst die Qual verscheuchen,
Die mir meinen Frieden raubt.



Erwartung.

„Du bist so still und trübe
Und solltest fröhlich sein;
Blick' auf! am rothen Himmel,
Das ist der Morgenschein.“

Und ist's der rothe Morgen,
Doch bin ich trüb' und still;
Ich kann es nicht begreifen,
Wie Alles werden will.

Mir banget vor dem Glücke,
Als wär' es gar ein Leid.
Steig' auf, steig' auf, o Sonne!
Es ist wohl Steigens Zeit.



Heinrich Kuhmerker.



Den Optimisten!

Ihr scheltet uns'rer Lieder Weise,
Daß klagend sie nur tönt,
Und lehrt, daß Leid- und Schmerzenstöne
Die wahre Dichtung höhnt?

Wer zog so eng' der Muse Grenzen,
Wer setzt ihr dieses Ziel?
Wer sagt, daß sie der Freude offen
Und zu dem Schmerzgefühl?

Wer hört im Sang der Nachtigallen
Nicht hohe Poesie?
Wen rührt nicht tief der süße Zauber
Der Trauerharmonie?

Ein Jeder singt auf eig'ne Weise
Wofür das Herz ihm glüht,
Und Thorheit ist es, Schranken ziehen
Dem fühlenden Gemüth.



Nikolaus Lenau.

Frage.

O, Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft gebor'ner
Und, kaum gegrüßt, verlor'ner,
Unwiederholter Augenblick!



Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.



An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Todten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht;
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.



Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh';
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt,
Der Herbst durchweht mich trennungschaurig,
Der schon dem Tod entgegenträumt.



Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben;
Wo ich sah dein frohes Blüh'n,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.



Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm an's Herz mir dringend;
Laßt allein mich zieh'n die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir erblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine
All' ihr frohen Bundgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen.



Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Winkt uns melancholisch zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem Todten einen Kranz.

Friedhof der entschlaf'nen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!



Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen;
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligthum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blüthenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets in's graue Weite:
„Siehst du Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Kunstgriff war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir in's Weite,
Und du wardst ein alter Knab'!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!



Aus dem Nachlaß.

Eitel nichts!

'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von Dem zum Andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.



Giacomo Leopardi.

Natur, unrühmlich-seltsame.

Natur, unrühmlich-seltsame, gebärend
Und nährend, um — zu tödten,
Wenn Unglück ist frühzeitiges Vergehen
Dem armen Sterblichen, was müssen täglich
Verhängt wir's über edle Häupter sehen?
Und ist's ein Glück, o sage,
Warum so trostlos kläglich
Ist dem, der hingeht, dem auch, der zurückbleibt,
So über alles Leiden
Im Leben, solches Scheiden?

Elend, wohin du blickest,
Elend im Anbeginn, elend im Ausgang
Ist dies Geschlecht, das schwache!
Du fügtest, das betrogen
Vom Leben sei das Hoffen
Der Jugend selber, daß voll Leid's die Wogen
Der Jahre fließen, und kein Ausweg offen
Aus aller Drangsal, als der Tod — beschieden
Als ewige Bestimmung,
Als unausweichlich Lebensziel hienieden.
Warum nicht nach so vielen
Und mühevollen Wegen
Doch mindestens ein heit'res Ziel uns weisen,

Vielmehr ihn, den vor Augen stets im Leben
Wir haben, der im Grame
Noch bleibt, als einz'ger Tröster uns zu preisen,
In schwarze Schleier hüllen,
Mit düst'rem Grau'n umgeben,
Und schrecklicher das Schweigen
Des Hafens, als das wilde Meer uns zeigen?

Wenn Unglück schon dies Sterben,
Das du bestimmst uns Allen,
Die schuldlos du, unwissend, dem Verderben
Des Lebens läßt verfallen,
So ist gewiß, wer stirbt, noch zu beneiden
Für Jenen, welcher scheiden
Sieht sein Lieben. Und wenn auch das Leben,
Wie ich doch muß erachten,
Nur Unglück ist und Gnade
Der Tod, wer könnte dennoch jemals trachten,
Was er doch wahrlich sollte,
Zu seh'n die letzte Stunde seiner Theuern,
Da er, gleichwie verstümmelt,
Verkürzt am eig'nen Leibe, muß erblicken
Entführet über seines Hauses Schwelle,
Was er geliebt, mit dem er lange Jahre
Verlebt, Fahrwohl ihm sagen ohne Hoffnung,
Daß einmal noch entgegen
Auf dieses Lebens Wegen
Sein Bild ihm trete lebend — denn verlassen
Zu jeder Stund', an allen trauten Orten
Rings um sich schau'n, gedenken des Entschwund'nen.
Wie mag es doch, Natur, dein Herz ertragen,
Zu reißen aus den Armen
Des Freund's den Freund, des Bruders.
Den Bruder, des Erzeugers
Das Kind, des liebevoll Verbund'nen

Den Liebenden? Und nach des Einen Tode,
Den Andern zu erhalten ohn' Erbarmen?
Ist's nicht das Schwerste, liebend überleben
Einander? Doch, was klagen wir? Um And'res,
Um Größ'res hat sich die Natur zu kümmern,
Als darum, ob wir jauchzen oder wimmern.



So fern und immer ferner.

So fern und immer ferner
Entweicht aus unserm Leben
Die Jugend. Es entfliehen
Die Bilder und die Schatten
Des holden Trug's, und mehr und mehr ermatten
Die Hoffnungen, die fernen,
Darauf die menschliche Natur vertrauet.
Verlassen und umnachtet
Bleibt dann das Leben. Und wenn es betrachtet
Der Wandrer, sucht verwirrt er und vergebens
Des langen Weg's, der ihm noch bleibt zu wandern,
Ziel und Beweggrund; fremd ist
Der Wohnsitz ihm der Menschen,
Und fremd auch ist er selber längst den Andern.

Zu glücklich und zu heiter
Wär' unser Loos auf Erden,
Wenn uns're Jugendzeit, wo doch noch Wonnen,
Wenn auch aus Leidensbronnen,
Erglüh'n, andauerte durch's ganze Leben.
Zu mild wär' der Beschluß auch
Der Götter, der zum Tod verdammt das Leben,
Wenn nicht auch noch des Lebens letzte Hälfte
Zuvor uns düst'rer machte
Das Schicksal, als den Tod, vor dem wir beben.

Als würdige Erfindung
Unsterblich weiser Geister
Und letztes Uebel gaben uns die Götter
Das Alter, wo die Sehnsucht
Noch währet, doch vernichtet ist die Hoffnung,
Versiegt der Born der Lust, das Maaß der Leiden
Erfüllt bis an den Rand, erschöpft die Freuden.

Dieses ird'sche Dasein, wenn die Jugend
Einmal, die holde, schwand, nie wieder funkelt
Uns neues Licht und neue Morgenröthe.
Verödet bleibt das Leben;
Als Ziel der Nacht, die immerdar umdunkelt
Die andern Lebensalter,
Hat nur das Grab der Himmel uns gegeben.



Ja, wie ein Strahl des Himmels, hohes Weib.

Ja, wie ein Strahl des Himmels, hohes Weib,
Erschien mir deine Schönheit. Gleiches wirken
Die Schönheit und die Klänge der Musik,
Daß ungeahnter Paradiese hohes
Geheimniß sie erschließen. Kosend hegt
Der Mensch, der vielgequälte, dann das Kind
Der eig'nen Seele, jenen liebenden
Gedanken, der den Himmel in sich schließt,
An Miene, Haltung, Rede gleichend ganz
Dem Weibe, das entzückt und lustverwirrt
Der Liebende zu kosen meint, zu lieben.
Doch ist's nicht diese, jener ist's, den er,
Selbst in der Leiber Gluthumarmung, liebt.
Und sieht er dann den Irrthum, sieht den Tausch
Der Gegenstände seiner Liebe, zürnt er
Und klagt das Weib oft an mit Unrecht. Selten

Erhebt das Weib zum hohen Bild sich, das
Von ihr sich macht der edle Liebende,
Und was ihm einflößt ihre eig'ne Schönheit,
Das weiß sie nicht, begreift sie nicht; es faßt
Des Weibes enge Stirn nicht den Gedanken;
Und thöricht hofft beim Leuchten ihrer Blicke
Der holdgetäuschte Mann und fordert tiefes
Empfinden, fremdes, mehr als männliches,
Von ihr, die doch in Allem von Natur
Steht unter ihm. Wenn zarter ihre Glieder
Und weicher sind, gab ihr den Geist auch minder
Umfassend die Natur und minder stark.

(Robert Hamerling.)



Heinrich Leuthold.

Blätterfall.

Leise, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüthe stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh',
Fallet sacht! . . . ihr deckt die Gräber
Mancher todten Hoffnung zu.



Sehnsucht.

Was weckst du mich auf in der thauigen Nacht,
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Wiederhall
Vergangenen Glückes erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum . . .
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;
Die Saiten der Liebe erbebten gelind,
Wie Harfen im Wind . . .
O, seliger Maientraum!

Und als ich — den Lenz und die Liebe im Sinn —
Nach Jahren gekommen, wie lachte so blau
Der Himmel, wie blitzte und perlte der Thau
Auf blumiger Au';
Doch die Liebe, sie war dahin.

Was lockst du mich wieder mit dunkler Gewalt,
Mit Lügen von Lenz und von Liebeslust?
Da längst doch verdorrt in der eigenen Brust
Der duftende Blust,
Und die jubelnden Lieder verhallt.

O, Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter . . . Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst,
Und das flüchtige Leben ein Traum.



Auf den Tod eines jungen Dichters.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O, Volk, da wohnet dein Poet!
Der Sturmwind nur ist sein Gesell,
Der rauh durch die Mansarde weht.

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
Das ist sein einziges Geräth;
Ein Fluch auf seine Armuth ist
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet; —
Er hüllte sich in diesen Fluch,
Der ihn erwärmt mit heißem Haß,
Ein Mantel — jetzt sein Leichentuch.



Epigramme.

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Glaube an die Unsterblichkeit,
Die Zumuthung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für Ewigkeiten aufzusparen.



Zwischen dem Elend und dem Glücke
Gähnt eine breite Kluft;
Die Hoffnung schlägt darüber die Brücke,
Aber sie hängt in der Luft.



Man muß, um nach Beifall der Welt zu trachten,
Erst Ursache haben, sie höher zu achten.



H. R. v. Levitschnigg.

O, flieht des Glückes lautes Haus.

O, flieht des Glückes lautes Haus,
 Die Schwelle des Genusses;
Der Gott im Menschen wandert aus
 Zur Zeit des Ueberflusses.

Auch ist's der heit're Sonnenschein,
 Den er gefährlich achtet;
Denn Ueberird'sches wird gemein,
 Wenn man's bei Licht betrachtet.

An Märchen glaubt man nur bei Nacht,
 Die wolkenlosen Tage
Sind eben, weil das Leben lacht,
 Todfeind der ernsten Sage.

Der Welt des Wunderbaren steht
 Zunächst der Freudenlose;
Erst wenn der Lenz zu Grabe geht
 Vermißt man seine Rose —

Am zaubervollsten duftet sie
 Zur Stunde der Vernichtung;
Das Glück hat keine Poesie,
 Und nur im Schmerz ist Dichtung!

Ein fleiß'ger Landwirth ist der Schmerz.

Ein fleiß'ger Landwirth ist der Schmerz,
Bei Nacht auch geht er pflügen;
So schlich er jüngst mir still in's Herz,
Die Säumniß derb zu rügen.

Und wo er eine Scholle fand
Schwarzerdig, wie mein Kummer,
D'rein barg den Samen seine Hand
Noch tiefer, als mein Schlummer.

Kein Wind hat diese Saat verweht,
Gestört ihr zeugend Walten;
Auf meiner bleichen Stirne steht
Die Erndte — — hundert Falten!



Von gestern schweigen unbedingt.

Von gestern schweigen unbedingt,
Für morgen nichts beschließen,
Das Glück, das uns das Heute bringt,
Gedankenlos genießen:

Das ist's, woran gebunden sind
Die rosigen Geschicke;
Zur Gottheit bringt's das Menschenkind
Ja nur für — — Augenblicke!



Hermann Lingg.

Nebeltag.

Nun weicht er nicht mehr von der Erde,
Der graue Nebel, unbewegt;
Er deckt das Feld und deckt die Heerde,
Den Wald und was im Wald sich regt.

Er fällt des Nachts in schweren Tropfen
Durch's welke Laub von Baum zu Baum,
Als wollten Elfengeister klopfen
Den Sommer wach aus seinem Traum.

Der aber schläft, von kühlen Schauern
Tief eingelullt, im Todtenkleid —
O, welch' ein stilles, sanftes Trauern
Beschleicht das Herz in dieser Zeit! —

Im Grund der Seele winkt es leise,
Und von dahingeschwund'nem Glück
Beschwört in ihrem Zauberkreise
Erinn'rung uns den Traum zurück.



Nach Mitternacht.

Sprecht, ihr mitternächt'gen Sterne,
Steigt ihr auf zum Untergang?
Weht schon Morgenluft von Ferne?
Sinkt der Mond am Bergeshang?

Laßt mich wachen, laßt mich schauen,
Wie die Nacht in Tag vergeht,
Wenn im hellen Aetherblauen
Nur der Morgenstern noch steht.

Augen, vor dem Tod erstarrend,
Hab' ich trauernd zugedrückt,
Blumen, noch des Tages harrend,
Oft mit Thränen abgepflückt.

Stürzen sah ich stolze Bäume,
Sah viel Glück vom Sturm verweh'n,
Laßt mich einmal Nacht und Träume
Seh'n in Licht und Tag vergeh'n!



In düsterer Zeit.

Zu Boden sinkt von meinen Tagen
Die Lust an Allem, Blatt um Blatt,
Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen,
Längst bin ich auch der Klage satt.

Verhüllt nur rollt ein inn'res Drängen,
Ein unerfülltes Zukunftswort,
Ein Strom von heißen Gluthgesängen
In meiner Brust unglücklich fort —

Unglücklich! Denn es blieb kein Streben,
Selbst meine Seele nicht mehr mein,
Dem späten Herbsttag gleicht mein Leben,
Dem Herbsttag ohne Sonnenschein.

Vielleicht nur kurz bevor es dunkelt,
Daß auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder, letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.



Frühlingsanfang.

Wenn die Tage länger werden,
Wächst das Herz auch in der Brust,
Leichter wird es dann auf Erden
Alles athmet Lust.

Alles athmet Lust und Sehnen;
Heimlich nur im jungen Jahr
Denkt ein Armer noch mit Thränen,
Daß ein Winter war!



Im Spätherbst.

Es fallen von den Bäumen
Die welken Blätter ab,
Ich wandle still in Träumen
Den Felsenpfad hinab.

Die Wolken, wie sie jagen,
Im Abendgolde blüh'n,
Von Stürmen fortgetragen,
Und in die Nacht verglüh'n!

In Schwärmen kommt gezogen
Der Wandervögel Schaar,
Dem Süden zugeflogen:
Zu Ende geht das Jahr.

Die Blumen an dem Bache,
Vom letzten Thau gestärkt,
Verblüh'n in stillem Ache,
Allmählig, unvermerkt.

Vergang'ne Jahre schweben
Mit Wind und Wolken fort,
Vergangen Leid und Leben,
Verklungen Lied und Wort.

Der Wind entlaubt die Bäume —
Mir ist es einerlei —
Die Tage werden Träume,
Die Freuden sind vorbei.



Passionsblume.

Ueber der Menschheit Stirne gesenkt
Wölkt sich ein Schatten der tiefsten Trauer,
Wenn der vergangenen Zeit sie gedenkt
Und der vergangenen Frevel mit Schauer.

Wie viel schuldlos Ermordete steh'n,
Wie viel gekreuzigte Zeugen der Wahrheit
Unten in Nacht, und wir, wir geh'n
Oben im Licht und in freudiger Klarheit!

Bis von einem Unrecht nur,
Nur ein wenig sich ausgeglichen,
Sind im Gange der Weltenuhr
Oft Jahrhunderte schon verstrichen!



Hieronymus Lorm.

Frühlingsabend.

Süßer, heil'ger Frühlingsabend,
Da ich dich zuerst geseh'n,
Ganz von Strahlen übergoldet,
Unter grünem Laubdach steh'n!

Als die Sonne schied, dich küssend,
War's, als leuchte auf mein Glück,
Eh' es sank für alle Zeiten
Scheidend in die Nacht zurück.



Einer Todten.

I.

Gab ein Volk, daß Liebe noch es leiste,
Seinen Todten Schätze mit in's Grab,
Legt mein Herz, das früh durch dich verwaiste,
All' sein Lebensglück mit dir hinab.

II.

Für jede Schmerzensthräne,
Die mir entlockt das Leben,
Hat eine Freudenthräne
Mir deine Lieb' gegeben.

Für jede Freudenthräne,
An deiner Brust vergossen,
Ist eine Schmerzensthräne
An deinem Sarg geflossen.



Stoa.

Ueber Heil und Unheil schweben,
Gleichgestimmt für Tod und Leben,
Ist vielleicht das Glück;

Nichts mehr hoffen, nichts mehr wollen,
Giebt auf Erden schon den Schollen
Ihren Theil zurück.



Der Preis.

Von lebenden Gemüthern
Wohl keines weiß,
Was von der Erde Gütern
Verdient den Preis.

Wenn je sein Schweigen bräche
Des Grabes Mund,
Wenn je der Todte spräche,
Er gäbe kund:

Das einzig Friedensvolle,
Das höchste Gut,
Das ist die Erdenscholle,
Die auf mir ruht.

Die Erde selbst d'rum werde
Der höchste Preis
Von Allem, was die Erde
Zu bieten weiß.



Weltlauf.

Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Flieh'n und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch soviel an Raum,
Daß er zerstiebe.



Spätes Erkennen.

Wer hat die Frage nicht vernommen
Im wunden Herzen, eh' es brach:
„Wo sind die Freuden hingekommen,
Die meine Jugend mir versprach?"

O, wundes Herz! Mit deinem Streben
Bist du ein Narr blos der Natur:
Für *ihre* Zwecke mußt du leben,
Die *deinen* sind der Köder nur.



Stern und Blume.

Die Blume duftet nach dem Herzen,
Und das Gestirn ist kalt und fern;
Doch früh verloren geht die Blume,
Und unvergänglich blinkt der Stern.

O, Menschenherz! Du kannst's verwinden,
Daß spurlos sich dein Glück verlor:
Als Blume welkt's, doch steigt's für immer
Als der Erkenntniß Stern empor.



Alte Leyer.

Die sterblichen Dinge
Sind Rauchwölkchens Ringe,
Die sterblichen Dinge
Vergeh'n in der Luft.
Ich möchte den Frieden,
Dem Dauer beschieden:
Ich möchte den Frieden
Der blumigen Gruft.

Was mir nur vergangen
Nach sel'gem Empfangen,
Was mir nur vergangen,
Beklagt nicht mein Herz;
Daß Alles muß scheiden, —
Und nur nicht das Leiden:
Daß Alles muß scheiden —
Verewigt den Schmerz!



Keine Entschädigung.

Ihr wollt, daß sich die arme Seele
Im Jenseits noch mit — Dasein quäle.
Ist euer Herz nicht so verrucht,
Vom Teufel nicht so ganz besessen,
Daß ihr euch segnet, was verflucht,
So wollt doch Eines nur ermessen:
Die Lust von sieben Himmelreichen
Wär' nicht genug, um auszugleichen,
Daß einst auf Erden war mein Platz.
Und könnt' ich selbst der Herrgott werden —
Nicht dem Gedanken wär's Ersatz:
Daß weiter wird gelebt auf Erden!



Feodor Löwe.

Sinnsprüche.

Am entlaubten Zweige zittert
Manchmal noch ein grünes Blatt,
Das am Baum, trotz Sturm und Regen,
Sorgsam sich erhalten hat;

Also hält die Seele manchmal
Als des Glückes letzten Rest
Vor der völligen Entsagung
Eine schöne Täuschung fest.

Was dich bewegt und tief erregt,
Was ist es denn so Wicht'ges eben?
Hast du dir's recht zurechtgelegt,
War's nur ein Stückchen Alltagsleben.



Mila Lumi.

Erinnerung.

Wenn von verwehten Glückespfaden
Zuweilen sacht herüberstreift
Ein schattengleicher Sommerfaden,
Der in den lauen Lüften schweift:

Dann muß ich plötzlich bitter weinen,
Weil Alles so erlosch im Sand,
Und weil ich keinen — keinen — keinen
Der heiß ersehnten Pfade fand.



Seelenkampf.

Wo ich die stolze Kraft gefunden,
Als sich dein Haupt zu meinem bog?
Was jählings über mich gekommen
Und mahnend durch die Seele zog?

Ich weiß es nimmer . . . da sich nahte
Die Lippe zu dem sünd'gen Kuß,
War's mir, als wankte schreckerbebend
Der Boden unter meinem Fuß.

Ich fühlte nur, ich müsse wenden
Von dir mein flammendes Gesicht,
Magst du es kalten Hochmuth schelten,
Ich darf dich lieben . . . küssen nicht.



J. Jul. Magewirth.

Veilchen.

Veilchen an des Weges Rand,
Fern den duft'gen Beeten,
Hat, weil es verborgen stand,
Rauh ein Fuß zertreten.

Manches Herz, das edel denkt,
Werth, es anzubeten,
Das sich frech nie vorgedrängt,
Bricht verkannt, zertreten!



Auf öder Heide.

Auf öder Heide steht ein Baum,
Von Stürmen wild umschauert,
Er wiegt das Haupt als wie im Traum,
Senkt müd' die Aeste, trauert.

Aus beff'rer Zone, wo so mild
Des Himmels Lüfte ziehen,
Im quelldurchrauschten Luftgefild
Viel duft'ge Blumen blühen,

Hat ihn schon früh' sein finst'res Loos
In rauhe Fern' getragen,
Nun krankt er einsam, hoffnungslos
Und träumt von schönen Tagen.

Sein sieches Herze elend bleibt,
Sein Sehnen all' vergebens,
Und jede Blüthe, die er treibt,
Zehrt ihm am Mark des Lebens



Auf wilden Wogen.

Auf des Lebens wilden Wogen
Schwankt ein Schifflein, bang und schwach,
Und bei todtumwehter Klippe
Kämpft's mit Sturm und Ungemach.

Segel, einst so stolz geschwellet,
Sind der rauhen Winde Spiel;
Leck und ohne Hoffnungsanker
Strebt's nach weit entleg'nem Ziel.

Schifflein, wirst du je erreichen
Deines Hafens sichern Ort? —
Ach, vielleicht die nächste Woge
Spület es auf ewig fort!



Hoffnungslose Liebe.

Hoffnungslose Liebe
Gleicht dem Frühling, schön,
Dessen zarte Blüthen
Frostgetödtet steh'n.

Hoffnungslose Liebe
Gleicht dem schönen Traum,
Der zerrinnt im Leben,
Wie des Baches Schaum.

Hoffnungslose Liebe
Ist des Herzens Nacht,
D'raus es müd' und elend
Nur der Qual erwacht.



Herbstgedanken.

Rauhe Stürme jagen
Wirbelnd dürres Laub,
Falbe Blätter sinken,
Bald des Winters Raub.

Kalte Tropfen rieseln
Auf die öde Flur,
Und in Schlummer sinket
Müde die Natur;

Daß nach kurzem Glanze
Alles fällt und bricht,
Schauet sie mit bleichem,
Düst'rem Angesicht.

O, Natur, du heil'ge
Mutter, einen Lohn
Wünsch' für meine Liebe
Ich, dein treuer Sohn:

Wenn zum ew'gen Schlummer
In der Erde Schooß
Einst ich sinken werde,
Aller Leiden los,

Mögen Herbstesstürme
Wild mein Grab umzieh'n,
Welke Blätter fallen
Auf dies Herze hin,

D'rin so herbe Stürme
Vormals auch getobt,
D'rin im Erdenkampfe
Sich der Muth erprobt.

Mögen Blumenblätter,
Mancher Hoffnung Bild,
Decken dann dies Herze,
Einst so gluthérfüllt,

Sturmbewegte Wipfel
Rauschen Grabgesang,
Düst're Wolkenschleier
Sinken schwer und bang.

Heiße Mutterthränen,
Meiner Liebe Lohn,
Weine dann, du Heil'ge,
Deinem todten Sohn!



Rückblick.

Warum so oft, warum so gern
Blickst du, mein Herz, zurück
Nach dem, was hin, was ewig fern,
Nach manchem Traum von Glück?

Du siehest todt, der Leiche gleich,
So manches Ideal;
Es gleicht des Todes ödem Reich
Dein Leben, leer und schal.

Du schaust mit Schmerz und Sehnsucht hin
Auf das, was einst erfüllt
Die junge Brust, den kühnen Sinn,
Und still die Thräne quillt.

Dem Aare gleich, dem sein Geschick
Gelähmt der Schwingen Kraft,
Und dem zur Sonn' ein letzter Blick
Die letzte Wonne schafft.



Alfred Meißner.

Eingang und Ausgang.

Am Lebenseingang steht geschrieben:
Alles steht in höh'rer Hut,
Du sollst glücklich sein, sollst lieben,
Ehre die Menschen, die meisten sind gut.
Am Ausgang erst erfahren die Alten,
Wie wenig die Inschrift Wort gehalten.

Doch unablässig von Thor zu Thore
Wandelt der Erdgebornen Zug.
Dort mit dem Banner, hier mit dem Flore,
Düster beklagend den uralten Trug.
Und die Blicke zu Boden gekehret
Habe die Jugend noch nie belehret.



Heimweh.

Oft durch die stille Seele schwinget
Ein Ton, so fremd und so bekannt,
Der Sehnsucht Alphorn ist's, das klinget
Aus meiner Jugend Hirtenland.
O, dunkler Strom voll wilder Klagen,
O, Kranich, der dort fernab fliegt,
Könnt ihr dem müden Wand'rer sagen,
Wo seine schöne Heimath liegt?

Das Heimathland, so grün und sonnig,
Wo meine schöne Hirtin sang,
Wo mir der Born des Lebens wonnig,
Ein Quell aus frischem Moose sprang.
O, Land der sanften Nachtigallen,
Verlor'nes Jugendparadies,
Daß ich aus deinen grünen Hallen,
Erbarmungslos mich selbst verstieß!

Als hätt' ich einen Mord zu tragen,
Irr' ich umher, verfehmt, verbannt,
Des Kummers Mantel umgeschlagen,
Und such' mein altes Heimathland.
Umsonst ruft leis' und leiser immer
Des Alphorns Tönen mich zurück;
Die Welt ist weit, ich find' euch nimmer,
Verlor'ne Jugend, todtes Glück!



Zurechtweisung.

Und glaubst du nicht, daß sie sind selig droben?
Sprachst du und blicktest nach dem schönsten Sterne.
Du wolltest sagen: dort in jener Ferne,
Dort wohnt das Glück und muß der Sturm vertoben.

Ich aber sprach: erhalt' dein Aug' gehoben
Auf's eig'ne Herz und mach' es stark und lerne:
Nichts ändern kann der Ort an unserm Kerne,
Und wie wir hier sind, wären wir auch oben.

Auch diese arme Welt, im Luftmeer hangend,
Sie ist, von jenem Sterne aus gesehen,
Ein lichter Ball, im hellen Goldlicht prangend.

Und brechen schwache Herzen dort, so spähen
Sie auf nach uns, und zu uns her verlangend
Aufseufzen sie: Dort müssen Sel'ge gehen!

Spätsommer.

I.

Sollen wir geschieden sein,
Sei es ganz! Nichts mahne mehr
Mich an alte Lust und Pein, —
Meine Nacht sei sternenleer!

Miss' ich deines Aug's Azur,
Sei es Nacht um mich und still;
Fort das Mondlicht, das mir nur
Irre Trümmer zeigen will! . . .

II.

Kein Mitleid, keins! — Behalt's zu eigen,
Schenk's Jenem, der dich d'rum ersucht! —
Ich brauch' nur Einsamkeit und Schweigen,
Und beides find' ich auf der Flucht.

Genesen werd' ich, — dich verlassen,
Scheint mir wie Tod jetzt. Doch — es sei!
Stumm will ich meine Schmerzen fassen
Und sie ersticken ohne Schrei!

Leb' wohl! Vielleicht nach wenig Tagen
Frag' ich schon ruhig an: wie gehts? — —
Ein Blitz hat in den See geschlagen,
Er wogt und stürmt — und übersteht's!



Einsamkeit.

Daß ich dein auf ewig bliebe,
Tiefes, felsumschloss'nes Thal,
Traurig-schön, wie uns'rer Liebe
Tiefe, hoffnungsvolle Qual!

Tannen schauern an den Wänden,
In der Schlucht der Bergstrom tos't,
Winkt als wie mit heißen Händen:
Komm', o, komm' und trinke Trost!

Und ich schleiche um die Föhren,
Horche auf der Wasser Gang,
Glaube immer noch zu hören
Deinen schmerzlichen Gesang.

Jenes Lied voll Qual und Beben,
Das die Seele mir umspann,
Von dem Herzen, das nicht leben,
Ach, und doch nicht sterben kann!

Rausche fort, du wild Gewässer,
Ueberschrei' des Herzens Noth —
Nie geboren wäre besser,
All' mein Sehnen ist der Tod!



Sophie Mereau.



O, fliehe nicht der sanften Trauer Stunden.

O, fliehe nicht der sanften Trauer Stunden,
Verschmähe nicht der Wehmuth ernste Lust!
Die Einsamkeit thaut Balsam auf die Wunden,
Und jedes Herz schlägt sanfter in der Brust.
Oft bricht sich durch der Schwermuth düstern Schleier
Ein heil'ger Strahl, der Hoffnung göttlich Kind;
Der Muth erwacht, die Herzen schlagen freier,
Die doch im Ahnen nur hienieden glücklich sind.



Ferdinand Meyer.

Im Gebirg.

Als ich jüngst vom Pfad verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Führt ein Licht aus dunkelm Tann
Mich an eines Hüttleins Schwelle,
D'rin bei matter Lampenhelle
Eine greise Parze spann.

Draußen schlug der Wind die Schwingen,
Und die Bergesströme singen
Hört' ich ihren dunklen Sang . . .
Und ich sah den Faden schweben,
Und der Faden schien ein Leben, —
Meines? Dacht' ich zauberbang.

Wage, Mensch, die höchsten Flüge,
Deiner Parze starre Züge
Sehen längst das nahe Ziel!
Tummle dich, ein kühner Ringer:
Ihre hagern, harten Finger
Enden bald das edle Spiel.

Weiter spann die Unbewegte . . .
Ist es Täuschung oder regte
Sich im Aug' ihr nasser Glanz?
Eine Thräne seh' ich schimmern . . .
An der Wand mit Silberflimmern
Hängt ein dürrer Todtenkranz . . .

Was ich leise bebend schaue,
Ist die Parze nicht, die graue,
Die ein Menschenleben spinnt —
In der Alpenhütte Kammer
Spinnt ein Weib den alten Jammer
Um das früh' verlor'ne Kind.



Der Bergwald.

Du warst mein tröstlich kühles Wanderziel,
Du grüner Wald, in jugendheißen Tagen.
Ich hatte dir von meinem Glücke viel,
Von meinen Schmerzen hat ich mehr zu sagen.

Und wieder such' ich dich, mein dunkler Hort,
Und deiner Wipfel sangesmächtig Rauschen.
Heut' rede du! Ich lasse dir das Wort,
Ich habe nichts zu sagen — ich will lauschen.



Stephan Milow.

Ewig!

Aus tausend Knospen bricht die Kunde:
Es ist nur Täuschung aller Tod!
So klingt es schmetternd in der Runde,
So spricht das gold'ne Morgenroth.

Wir stehen unter Blüthenbäumen —
Mit Jubel denk' ich's, daß du mein,
Und rufe laut in sel'gen Träumen:
O, dieses Glück muß ewig sein!

Da fallen welke Blüthen nieder,
Es schauert leis der Lenz im Wind:
Ja, ewig! sagst du lächelnd wieder
Und blickst auf unser spielend Kind.



Errungenschaft.

Du lässest matt die schlaffen Arme sinken,
Du kämpfst nicht mehr und rufst in bitterm Grolle:
Mich locken nicht die Schätze, die mir winken,
Und jeden Flug empor bezwingt die Scholle!

Zu früh! Du hast kein Recht noch, so zu sprechen.
Nur fort durch Nacht und Sturm auf deinen Wegen!
Und lasse Stück um Stück das Herz dir brechen,
Getroffen von des Schicksal's mächt'gen Schlägen.

Noch fließt es nicht aus innerstem Erkennen,
Das Wort, das du geführt so rasch im Munde;
Und müßtest du von Allem rings dich trennen,
Du griffest doch danach in letzter Stunde.

Willst du als deines Ringens Preis nur Kronen?
Soll dich's zum Gipfel süßen Glückes tragen?
Nein, Nein! Es mag dich reichlich schon belohnen,
Lernst du gefaßt aus tiefster Seel' entsagen.

Harr' aus, harr' aus! Ob dir die Brust zerrissen,
Harr' aus, harr' aus, trotz jeglicher Beschwerden!
Und wär's auch nur: am Grabesrand zu wissen,
Daß dieses Sein nicht werth, gelebt zu werden!



Thomas Moore.

Indisches Lied.

Alles Schöne entfliehet,
Und das Schönste am schnellsten,
Alles Holde nur blühet,
Zu vergeh'n, wenn am holdsten.

Erst Sternlicht, dann Nacht,
Blumen, welk im Erblühen,
Dies das Bild jeder Pracht,
Der wir im Herzen glühen.

Alles Schöne entfliehet,
Und das Schönste am schnellsten,
Alles Holde nur blühet,
Zu vergeh'n, wenn am holdsten.

Wer möcht' ein Glück erschau'n,
Das sich endet in Leiden?
Wer auf Bande vertrau'n,
Die jede Stunde kann scheiden?

Besser ach! ist's zu geh'n
Im Finstern auf immer,
Als im Lichte und plötzlich seh'n
Wie auf ewig schwindet sein Schimmer.

Alles Schöne entfliehet,
Und das Schönste am schnellsten,
Alles Holdes nur blühet,
Zu vergeh'n, wenn am hold'sten.



Am Strand.

Ich sah an dem Strand, als das Morgenroth leuchtet',
Ein Boot auf dem Wasser in sonniger Gluth;
Ich kam, als der Abend die Erde befeuchtet',
Das Boot war noch dort, — doch verronnen die Fluth.

Wie mahnt mich dies Bild an mein eig'nes Geschicke:
Die Fluth des Vergnügens drang einst auf mich ein,
Doch mählig da rauschten die Wogen zurücke,
Und ich blieb am Ufer, verlassen, allein.

O, sprecht nicht von Ruhm, der den Abend des Lebens
Verschönert, gewährend ein heiliges Glück! . . .
O, gebt mir die Kühnheit, die Wildheit des Strebens,
Die Thränen der Jugend, o, gebt sie zurück!



So oft ich deine Augen seh'.

So oft ich deine Augen seh',
Aus denen stets nur Freude flog,
Die Stirne, über die das Weh
Nie seine dunkle Wolke zog:
Fühl' ich, wie Gram in's Herz mir schleicht,
Wenn ich bedenk', wie gar so bald
Die Freude deines Lebens bleicht
Vor des Geschickes Allgewallt.

Denn kommen, kommen wird der Tag,
Wo gramvoll schaut dein Angesicht,
Wo das Geschick mit einem Schlag
Dein liebeheißes Herz zerbricht: —
Die Jugend, die jetzt klar wie Schnee,
Vom Regen unberührt und rein,
Strahlt, wenn verletzt vom ersten Weh,
Nie wieder mit dem früh'ren Schein.



So wie auf dem Strom ruht die sonnige Gluth.

So wie auf dem Strom ruht die sonnige Gluth,
Während unten rollt finster und eisig die Fluth:
So auch auf der Wange ein Lächeln oft steht,
Indeß uns die Seele vor Kummer vergeht.

Ein trübes Erinnern, eine finstere Qual
Wirft auf uns einen dunkel umdüsternden Strahl,
Ob' das Leben uns heiter, ob traurig vergeh';
Uns erquickt nicht die Freude, uns sticht nicht das Weh!

Der Gedanke erscheint mir im innersten Traum:
Wie ein Ast, der verdorrt hängt am blühenden Baum,
Die Sonne umstrahlt ihn mit rosigem Licht,
Dann erglänzt er zwar prächtig — aber blüh'n kann er nicht.

(Oskar Falke.)



Friedrich de la Motte-Fouqué.

Lebens Herbstlied.

Fahre wohl, du holde Liebe,
Deine süße Zeit ist um.
Was auch sonst mir Schönes bliebe,
Dein Geflüster wird nun stumm.

Kämst du noch zu meinen Wegen,
Traum, die Menschen lachten dein.
Kaum in diesen Citherschlägen
Darfst du mir lebendig sein.

Alles hat ja seine Blüthe,
Alles findet ja sein Grab;
Was im Frühlingslicht erglühte,
Fällt im Herbst erkältet ab.

Tausend haben dies gesungen,
Tausend singen's künftig auch;
Sei dies Lied denn mit erklungen
Nach des großen Chores Brauch.



Eduard Mörike.

Trauer.

Was ich trau're, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe!
Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o, laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!



Lebewohl.

„Lebe wohl!" — du fühlest nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen,
Mit getrostem Angesicht
Sagtest du's und leichtem Herzen.

Lebe wohl! Ach tausendmal
Hab ich mir es vorgesprochen,
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit gebrochen!



Wilhelm Müller.

Einsamkeit.

Wie eine trübe Wolke
Durch heit're Lüfte geht,
Wenn in der Tanne Wipfel
Ein mattes Lüftchen weht:

So zieh' ich meine Straße
Dahin mit trägem Fuß,
Durch helles, frohes Leben
Einsam und ohne Genuß.

Ach, daß die Luft so ruhig!
Ach, daß die Welt so licht!
Als noch die Stürme tobten
War ich so elend nicht!



Memento mori!

Springst du freudig durch die Thüre in dein neugebautes Haus,
Denk', aus dieser selben Thüre tragen sie dich einst hinaus.



Wolfgang Müller von Königswinter.

Ach, wenn du durch die fremden Schaaren gehst.

Ach, wenn du durch die fremden Schaaren gehst,
Wie traurig ist's, daß du alleine stehst!
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!
Die treuen Augen, die dich einst beglückt,
Die süßen Stimmen all', die dich entzückt,
Sie sind dir fern, das Grab hält sie umfangen.

Zieh'n schönere Gestalten auch vorbei,
Du kennst sie nicht, dir ist es einerlei,
Ihr sonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr sprüh'nder Blick brennt and're Seelen wund,
Zu andern Ohren singt ihr blüh'nder Mund:
Du aber fühlest doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch Einer freundlich zu dir spricht.
Die alten, guten Herzen sind es nicht,
Die einst du sahst mit dir in's Leben steigen;
Oft klingt ein Seufzer aus der tiefen Brust,
Du fragst: Wo sind sie, Freunde, Jugend, Lust? —
All' deine Antwort ist ein dumpfes Schweigen?

Und zaubert Bilder selbst die Phantasie,
Die kalten Schatten, ach, belebt sie nie,
Du starrst auf todte Lippen, Augen, Wangen;
Kein Segenspruch ertönt dir, wie du flehst!
Wie traurig ist's, daß du alleine stehst:
Du fühlst, die Jugendwunder sind vergangen!

Es zieht herauf die stille Nacht.

Es zieht herauf die stille Nacht
Und decket alles Land,
Groß, ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgespannt.
Es gehet still und leis die Luft,
Rings schlummert Blum' und Baum:
O, nur ein Klang, o, nur ein Duft,
Ein leiser Schöpfungstraum.

Das ist für mich die süße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth.
Mein kühles, ernstes Herze lacht,
Das Tags erstarret stand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie sind sich ja verwandt.



Hugo Oelbermann.

Wenn ich geglaubt.

Wenn ich geglaubt, daß ich gelangt zur Rast,
Wenn ich gehofft, gewähnt, daß ich erfaßt
Die Harmonie des Weltgesanges schon —
War's nur ein Ton!

Wenn ich geglaubt im Duft der Sommernacht,
Daß mich gelockt der Liebe süße Macht,
Daß mein sie schon und mein der Segen auch —
War's nur ein Hauch!

Wenn ich gewähnt, daß eines Ruhmes Höh'n
Mein spähend' Aug' im Lorbeerschmuck geseh'n,
Und früchtereich der Zukunft gold'nen Baum —
War's nur ein Traum!

Das Leben rollt; wenn ich am letzten Tag
Zum letztenmal noch glauben, wähnen mag,
Eh' daß ich fahr' in's Land der Schatten ein —
Was wird es sein?



Ludwig Pfau.

Im stillen Friedhof.

Wenn ich im stillen Friedhof geh',
Wird mir so schwer zu Herzen,
Daß man die treu'ste Menschenbrust,
Die mit getragen Leid und Lust,
So eilig kann verschmerzen.

Gras wächst darüber, ach wie bald!
Das Grab wird selber heiter.
Wie wenn ein Blatt vom Wipfel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt —
Die Vögel singen weiter.

O, Menschenherz mit deinem Stolz!
Was flüstern die Cypressen?
„Wir steh'n auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So ist es schon vergessen."



August Graf von Platen.

Vergebt, daß alle meine Lieder klagen.

Vergebt, daß alle meine Lieder klagen,
Und manche Thräne diesen Blick umflort,
Auch ich, o, glaubt mir! habe viel ertragen,
Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbohrt.

Ihr könnt mich nur nach leichten Worten messen,
In diesen Busen konntet ihr nicht seh'n:
Ach, jeder Scherz ist nur ein Selbstvergessen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu steh'n.



Wenn Leben Leiden ist.

Wem Leben Leiden ist, und Leiden Leben,
Der mag, nach mir, was ich empfand, empfinden,
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann darnach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören;

Und wer den Todten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören,
Der kennt mich ganz und fühlet, was ich fühle.



Otto Prechtler.

Wer keinen Frühling hat.

Wer keinen Frühling hat, dem blüht er nicht!
Wer schweigt, dem tönt kein Echo hier auf Erden!
Weß Herz nicht dichtet, der faßt kein Gedicht,
Und wer nicht liebt, dem wird nicht Liebe werden.

Was ist der Geist, der nie zum Geiste spricht,
Der selbstgefällig will in sich verwesen?
Was ein Gemüth, daß nie die Rinde bricht?
Was eine Schrift, die nicht und nie zu lesen?

Es findet jeder Geist verwandte Geister!
Kein Herz, das einsam, ohne Liebe bricht!
Nur wer sich selbst verlor, ist ein Verwaister!
Wer keinen Frühling hat, dem blüht er nicht!



Robert Prutz.

An deine Brust will ich mich gläubig legen.

An deine Brust will ich mich gläubig legen;
All' meine Sorgen, all' den bittern Schmerz,
Die ruhelos die Seele mir bewegen,
Wollt' ich versenken in dein frommes Herz.

In deinem Auge wollt' ich Frieden lesen,
Von deiner Lippe küssen linden Trost,
Vergessen wollt' ich, was ich einst gewesen,
Vergessen Alles, was hier innen tost.

Ich hab's gethan! Ich habe dich gefunden,
In der ich mich und meinen Himmel fand:
Herz hat dem Herzen glühend sich verbunden,
Ich habe dich, und du hast mich erkannt.

Jetzt muß ich fort! Ich darf nicht bei dir bleiben,
Die Stunde drängt zu flücht'gem Abschiedswort:
Weit in die Welt will es mich mächtig treiben,
Ich zaud're noch — und dennoch ruft's mich fort.

Das waren mir, das waren süße Zeiten,
Ein Maientag voll Blüthe, Duft und Licht —
Und war's ein Traum und muß er nun entgleiten,
O, süßes Herz, vergiß des Traumes nicht!

In treuer Brust, o, laß uns Beide tragen,
Den ersten Blick, den ersten Druck der Hand;
Laß beide uns mit stiller Thräne klagen,
Daß dieser Frühling ach! so schnell entschwand.

So lebe wohl, du kannst mich nicht geleiten,
Trüb' ist die Nacht, und kalte Winde weh'n,
An mir vorüber zieh'n vergang'ne Zeiten:
Sie sind dahin: — und ich muß weitergeh'n.



Vorsatz.

Ich will's dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb' dich hab',
Im Herzen will ich's tragen,
Will stumm sein wie das Grab.

Kein Lied soll dir's gestehen,
Soll flehen um mein Glück:
Du selber sollst es sehen,
Du selbst — in meinem Blick.

Und kannst du es nicht lesen,
Was dort so zärtlich spricht,
So ist's ein Traum gewesen:
Dem Träumer zürne nicht!



Egon Rail.

Sprüche.

Dem Menschen selten pflegt der Mensch
Sich ehrlich zu verbinden —
D'rum läßt sich auf den Ausdruck „Mensch"
Der Reim so schwer auch finden.

Viel Räthsel werden aufgegeben,
Die Räthsel lauten: Menschenleben.
Früher, später kommt die Lösung
Und ihr Name heißt: „Verwesung!"



Fatalismus.

Hängt das Glück an deinen Sohlen,
Darfst du von der Alpen Spitzen,
Ohne dir den Fuß zu ritzen,
Kühn ein Edelweiß selbst holen.

Ist das Unglück dir verbunden,
Wird, willst du ein Kleeblatt pflücken,
Schon beim bloßen Drum-sich-bücken
Eine Natter dich verwunden.



Undankbar.

Der Blume gieb Licht, der Blume gieb Luft,
Sie wird es dir danken mit Blüthe und Duft.

Dem Steine gieb Fassung, Schliff gieb dem Stein,
Er wird es dir danken mit Schimmer und Schein.

Dem Menschen gieb Alles, gieb eigenes Sein,
Der Mensch ist nicht dankbar, wie Blume und Stein.



Max Remy.

Die Sanftmüthigen.

Milde des Herzens, in früher Jugend
Sei sie gehütet, sei sie gepflegt!
Sei durch der Mütter zärtliche Sorge
Tief in die Menschenbrust gelegt!

All' dein Wissen, all' dein Können,
All' dein Streben und deine Kunst,
Geht der sanfte Sinn verloren,
Schelt' ich es Alles eitlen Dunst.

Magst in der Wissenschaft heil'gen Tempel
Du mit forschendem Geiste flieh'n,
Mögen der Schönheit Göttergebilde
Leuchtend durch deine Seele zieh'n,

Mag die Menge dich bewundern,
Mag dein Name gepriesen sein,
Deinem Ruhm die schönere Weihe
Kann nur Milde des Herzens leih'n.

Stolz und Hochmuth bleibe den Thoren!
Echte Tugend zeigt sich schlicht,
Der am ersten sei verloren,
Der den Stab des Andern bricht.

Siehst du deinen Bruder fehlen,
An dich selber denke dann:
Laß das Richten nur dem Richter,
Der die Berge versetzen kann!



Vorwärts.

Vorwärts! Vorwärts!
Fröhlich und frei!
Folge dem leuchtenden Ziele des Strebens,
Das dir flammt durch die Nebel des Lebens,
Muthig, geduldig,
Fröhlich und frei!

Fliehe der Menge
Wirres Gewühl!
Lasse die Menschen dich nicht berücken,
Wenn sie mit hämischen, lauernden Blicken
Höhnen, wie hoch du
Stelltest das Ziel!

Jeder lebt in des
Tag's Einerlei,
Aber nur Wenigen ward es gegeben,
Ueber das flücht'ge, das tägliche Leben
Sich zu erheben
Fröhlich und frei.

Immer nur vorwärts!
Nimmer zurück!
Ahnt sie auch keiner, die heimlichen Thränen,
Keiner das heiße, das glühende Sehnen
Nach der Vollendung
Herrlichem Glück.

Kämpfen und Ringen
Stählt dir die Kraft.
Willst du dich gegen den Feind nicht wehren,
Bringt dich auch nimmer ein Sieg zu Ehren,
Fliehst du den Kampf, wird der
Preis dir entrafft.

Wer des Gebirges
Gipfel besteigt,
Darf der Beschwerden des Weges nicht achten!
Mag er im Brande der Sonne schmachten,
Vorwärts, vorwärts,
Bald ist's erreicht!

Sei nur geduldig,
Fest und getreu!
Geistesarbeit weckt einen Bronnen,
Ungeahnter, seliger Wonnen:
Strebe nur vorwärts,
Fröhlich und frei!



Albin Rheinisch.

Die Blume von Trebisond.

Die herrlichste Blume unter dem Mond
Das ist die Blume von Trebisond!
Wie Nachts der Sirius Flammen sprüht,
Wie Edelgestein die Blüthe glüht!
Ein Duft, so berauschend, so zaubervoll
Nie einer Rose in Schiras entquoll.

Doch wer die Blume berührt mit dem Mund,
Erkrankt und erblaßt zur selben Stund',
Denn Gift ist ihr Hauch und Gift ihre Pracht,
Vergiftet wird, wem sie verführerisch lacht!
Ein nordisches Mädchen, blaß wie der Mond,
Das war meine Blume von Trebisond.



In einsamer Nacht.

Was will denn deine Stille nur erlauschen,
O, blaue, träumerische Sommernacht? . . .
Es kommt nicht mehr vom Kiesweg her das Rauschen
Der langen Seidenschleppe scheu und sacht.

Ihr Linden, bleich vom Mondenglanz durchzittert,
Was stehet ihr so still und unbewegt? . . .
Ihr schlanker Leib nicht mehr erschrocken zittert,
Wenn geisterhaft sich's im Gezweige regt.

Was blinkt so spähend ihr und hell hernieder,
Ihr fernen Sterne mit dem blassen Licht? . . .
Sie stehet nicht mehr kichernd an dem Flieder
Und hält verschämt die Händchen vor's Gesicht.

Was soll der Thau, der schimmernd groß befeuchtet
Dein Purpurauge, o, mein wilder Mohn? . . .
Im Mondenlicht vom Waldweg einsam leuchtet
Ein Christusbildniß mit der Dornenkron'.

D'raus starren gramvoll meine eig'nen Züge —
Dies Bild, ich hab's gemalt in bitt'rem Spott
Vor ihr einst auf der breiten Marmorstiege . . .
Nun leid' ich wie am Kreuzbild jener Gott.



Julius Rodenberg.

Scheiden.

Wenn man die Hand zum Abschied giebt,
Dann fühlt man wohl mit leisem Beben,
Wie treu und innig man geliebt
Mit ganzer Seele, ganzem Leben.

Dann zittert durch das Herz ein Weh',
Wie man vordem es kaum empfunden,
Als ob das Glück zu Ende geh'
Mit diesen schmerzensreichen Stunden.

Die Sonne der Vergangenheit
Blitzt noch einmal durch Scheidethränen,
Und alles Lieb' und alles Leid
Flammt auf in wunderbarem Sehnen.

Die Ferne liegt in Sonnenpracht,
Der Frühling geht auf allen Wegen —
Ich aber zieh' in dunkler Nacht
Dem neuen Morgenroth entgegen.



Das Glück im Traum.

Es ist das Glück ein kurzer Traum,
Es liebt nicht Glanz und Festesschimmer,
Es kommt zu dir — du merkst es kaum,
So sachte tritt es in dein Zimmer.

Es wiegt sich nicht im lauten Tanz
Und schwimmt nicht auf des Weines Wogen,
Aus Morgenthau und Sonnenglanz
Baut es zu dir den Strahlenbogen.

Mit Worten fesselst du es nie,
Nie hat es trunk'ner Sang beschworen:
Auf Tönen ferner Melodie
Rauscht es an die entzückten Ohren.

Dem Lärm der Welt und ihrem Scherz,
Dem bunten Haufen bleibt es ferne;
Wo Zweie sitzen Herz an Herz,
Da kehrt es ein, da weilt es gerne.

Da klingt sein Wort wie Lerchenschlag,
Sein Athem weht wie Veilchenlüfte:
Es ist das Glück ein Maientag,
Ein Frühling voller Glanz und Düfte.

Wohl stirbt der Frühling über Nacht,
Und vom dem Liebsten mußt du scheiden;
Doch was dir Lieb' und Lenz gebracht,
Wird dir zum Trost in deinem Leiden.

Und ist das Glück auch lange todt,
Noch bebt in dir erlebte Wonne:
Du schau'st in's ferne Abendroth
Und denkst an die gesunk'ne Sonne!



Otto Roquette.

Poesie des Schmerzes.

Wenn du geliebt, wenn du gehofft,
Wenn du gestrebt, gerungen,
Wenn du mit starkem Willen oft
Dein blutend Herz bezwungen:
Dann fühlst du, wie zu vollem Werth
Erwacht dein ganzes Leben,
Denn jeder Schmerz, der dich beschwert,
Wird dich nur höher heben.

Dein Glück, es ist so selten echt,
Und wird dich oft bethören,
Der Schmerz verleiht dir erst ein Recht,
Dem Leben zu gehören.
Ob du empfingst in Jugendlust
Die Welt mit Liebesarmen,
Es lehrt dich Leid erst und Verlust
Ein heiligstes Erbarmen.

Schmerz ist das eine große Band,
Das alle Welt umschlungen,
Es macht den Besten dich verwandt,
Die je gedarbt, gerungen.
Verstehen, theilen lernt dein Blick,
Was sich in Qual verborgen,
Dich lehrt dein eigenes Geschick
Der ganzen Menschheit Sorgen.

Schmerz ist die Sturmesmelodie,
Mit deren Ton erschütternd
Jahrhundert um Jahrhundert schrie,
Im Todeskampf erzitternd.
Ein Fluch, der mit Erweckungsmacht
Der Völker Schlaf verklagte
Und mahnend aus der Zeiten Nacht
Zum Kampf, zum Licht sie jagte.

Und so entsproß dem Fluch das Heil,
Denn aus Vernichtungstoben
Hat stets der Menschheit beß'res Theil
Sich neu emporgehoben.
Und jede größte, schönste That,
Die neu die Welt gestaltet,
Hat aus der Schmerzen bitt'ren Saat
Sich segensreich entfaltet.

D'rum duld' es, wenn ein Wahn zerschlug,
Was du verehrt, vergöttert,
Bekenn' es dir, wenn dich ein Trug
Zu Boden warf, zerschmettert.
Und mußt du hassen, hass' in Gluth,
Und wollt' in Flammenlohen
Der Leidenschaften ganze Wuth
Verzehrend dich bedrohen.

Nur halte wach die eine Kraft,
Die Hoheit deiner Seele,
Daß aus dem Strom der Leidenschaft
Sie nicht den Weg verfehle.
Empfingst du so von Schicksals Hand
Des Schmerzes Feuertaufe,
Dann bist du selbst dir erst bekannt,
Gestählt zum Siegeslaufe.

Du siegst und siehst versöhnt zurück
Auf Sorg' und Angst und Mühen,
Durch Thränenlind'rung wird dein Glück
Unsäglich schöner blühen.
Du siegst und darfst mit kühner Brust
Dein Haupt zum Himmel heben.
Du fühlst bewährt und selbstbewußt
Dein Leben: ganzes Leben.



Schöne Tage.

Schöne Tage sind gewesen,
Flüchtig, wie ein Schmetterling,
Da an dir mein ganzes Wesen,
Nur an dir', an dir nur hing.
Da wir noch in stiller Wonne
Unter blühendem Jasmin
Saßen, und die Abendsonne
Sah'n zur gold'nen Ferne zieh'n.

Jene Tage sind vorüber,
Jene Flammen sind verglüht,
Jene Sonne zog hinüber
Zu den Bergen still und müd'.
Und nur der Erinn'rung Flügel
Tragen sie der Seele zu,
Wie ein Ruf zu Thal und Hügel
Weckt des Wiederhalles Ruh'.



Friedrich Ruperti.

Lieder.

Ich steh' am Flussesrand allein,
Die Wellen flüstern leise,
Sie wallen sanft im Mondenschein
Hinunter ihr Geleise.

Es ist, als riefen sie mir zu:
Sieh', wie so still wir fließen,
Wie Mond und Stern' in süßer Ruh'
Auf uns ihr Licht ergießen!

Was bist denn du so wildbewegt?
Was treibt dich hin und wieder?
Was wogt, von heißem Drang erregt,
Dein Busen auf und nieder?

O, fließt nur, fließet still und mild,
Ihr Wellen, glanzumwoben,
Ihr kennt die Qualen nicht, die wild
Die Menschenbrust durchtoben.



Es tönt ein voller Harfenklang.

Es tönt ein voller Harfenklang,
Den Lieb' und Sehnsucht schwellen,
Er dringt zum Herzen tief und bang
Und läßt das Auge quellen.

O, rinnet, Thränen, nur herab,
O, schlage, Herz, mit Beben!
Es sanken Lieb' und Glück in's Grab,
Verloren ist mein Leben.



Hinauf zu des Berges Gipfel.

Hinauf zu des Berges Gipfel,
Fort aus dem engen Thal!
Da ist nicht Luft zum Athmen,
Nicht Raum für meine Qual.

O, freier Blick hier oben!
Rings liegt die Welt so weit!
Doch wie sie sich verbreite,
Sie faßt nicht all' mein Leid.



Du stehst vor mir.

Du stehst vor mir, der einst mein Herz
In Leid und Lust erbebte;
Wie liegt das alles hinter mir,
Als ob ich's nie erlebte!

Und doch ist dies der süße Mund,
Des Lächeln mich entzückte,
Es ist der süße Blick, der mich
Zum Paradies entrückte.

Kann, was das Herz so tief empfand.
Gleich einem Traum entschweben?
Verfliegt das heiligste Gefühl?
O, eitles, eitles Leben!

O, sag', hab' ich dich je geliebt?
Kaum kann ich mich besinnen;
Ich fühle, wie vom Auge mir
Die heißen Thränen rinnen.



Die Sonne geht zur Ruh'.

Die Sonne geht zur Ruh',
Mein wildbewegtes Herz, nun schweig' auch du!
Stumm wird die Welt, die lauten Winde schweigen,
Der Vögel Lied erstirbt in grünen Zweigen,
Der Menschen dumpfes Lärmen tönt nicht mehr,
Und Gottesfriede säuselt still und hehr.
Die Sonne ging zur Ruh',
Mein wildbewegtes Herz, nun schweig' auch du!



Es ist der Tag so still verbracht.

Es ist der Tag so still verbracht,
So traurig ist die lange Nacht!

Hast du noch Muth, o, armes Herz?
Mit schwerem Schlag von Schmerz zu Schmerz
Hin durch das Leben hämmerst du,
Und nie erscheint ersehnte Ruh'!
Wie Hoffnung ihre Träume webt,
Wenn sich der junge Morgen hebt!
Doch eh' der Tag die Mitt' erreicht,
Ist schon der helle Glanz verbleicht.

So zieh'n die Tage rastlos hin,
An Freude leer und an Gewinn,
Und auch die Nacht, die gutgewillt
Den Andern ihren Kummer stillt,

Ist nicht um Trost für mich bemüht,
Da stets mein Aug' in Thränen glüht,
Und immer wacht der tiefe Schmerz,
Hast du noch Muth, o, armes Herz?

Es ist der Tag so still verbracht,
So traurig ist die lange Nacht!



Friedrich Rückert.

Alles ein Hauch.

Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
Hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbst dir noch tragen!

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu kosen.
Rosen entfaltet am Morgen sein Hauch,
Abends verstreut er die Rosen.

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, ist ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.



Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus;
Man reicht' mir 'nen Pfennig zum Fenster hinaus.

Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da standen schon fünfzehn and're dafür.

Ich klopfte leis an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß!"

Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich d'rinnen nur Weh und Ach!

Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es Niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.



Wie ein Schifflein auf dem Meer.

Wie ein Schifflein auf dem Meer
Schwebt das Leben über'm Tod,
Oben, unten, ringsumher
Von Gefahren stets umdroht.

Eine schwache Bretterwand
Trennet dich von deinem Grab;
Eines Hauches Unbestand
Wiegt dich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
Sei die Tiefe noch so still;
In Gefahr ist immerdar,
Wer durch's Leben schiffen will.



Gut ist's, einen Wunsch zu hegen.

Gut ist's, einen Wunsch zu hegen
In der Brust geheimstem Schrein,
Mit dem Wahn, an ihm gelegen
Sei dein volles Glück allein.

Gut ist's, daß der Himmel immer
Dir verschiebt die Wunschgewähr,
Denn beglückt, du wärst es nimmer
Und du hofftest es nicht mehr.



Benno Rüttenauer.

Der Frühling.

Der Frühling ist ein Liebeslied,
Das herrlichste von allen,
Kein ird'scher Dichter hat es gemacht,
Es ist vom Himmel gefallen.

Nein, das hat kein pedantischer Gauch
Gedichtet hinter dem Ofen,
Es zieht der Liebe lebendiger Hauch
Mit Macht durch alle Strophen.

Metaphern und Tropen von tiefem Sinn
Aus jeder Zeile nicken,
Aus jedem Verse sieht's dich an
Mit tausend verliebten Blicken.

Unsägliche Lust und Liebe hat
In diesem Liede die Quelle,
Nur hat es — leider muß ich's gesteh'n —
Auch manche frost'ge Stelle.



Verschossen.

Da tadelt die Welt mich um den Rock,
Er sei so sehr verschossen —
Daß ich mich selber so sehr verfärbt,
Hat mich vielmehr verdrossen.

Wie wurde des Lebens Hoffnungsgrün
Stets fahler und herbstlich gelber!
Ach! wenn ich der Farben des Frühlings gedenk',
Dann thut es mir leid um mich selber.



Die Lerche.

Was fliegst du so hoch in den Himmel empor,
Viel höher, als Berge sich thürmen,
Du lenzlich verliebtes Lerchenpaar,
Als gält' es, die Sterne zu stürmen!

Verachte die Erde nicht allzusehr
In himmelstürmenden Oden;
Denn hast du nur erst gebaut dein Nest,
Dann bleibst du schon unten am Boden.



Der Rabe.

Wie ein kalter Spuk des Todes
Liegt im Land der kalte Winter,
Und es friert die armen Vögel,
Hasen, Reh' und Menschenkinder.

Rabe, dieser schwarzbefrackte
Musikus, zieht in die Städte.
Will ihn Niemand engagiren
Zum Concert, zur Operette?

Gravitätisch durch die Straßen
Sieht ihn Groß und Klein stolziren,
Außer Kinder aber thut er
Niemand sehr interessiren.

Heute war sein ganzes Diner
Eine halbverfror'ne Zwiebel.
Doch mit stolzem Selbstbewußtsein
Sitzt er auf des Daches Giebel.

Sieht die Welt und sieht die langen
Eingefrorenen Gesichter . . .
So blickt hungrig, selbstzufrieden
Vom Parnaß der deutsche Dichter!



Schafhirt und Seelenhirt.

Als Knabe kam mir in den Sinn,
Ich wollt' ein Schäfer werden,
Gleich wußte ich von Stand, Beruf
Nichts Höheres auf Erden.

Ich dachte gleich an Abraham,
An Jakob's Himmelsleiter,
An Josef, Mosis' Honigland,
An David und so weiter.

Mein Vater, der ein Bauer war,
Dem sagt' ich mein Begehren,
Er sprach, ich sei ein fauler Wicht
Sollt' mich zum Kuckuck scheeren.

Die Mutter sagt', es sei nicht mehr
Die Zeit der Ur-Ureltern,
Ein Schäfer sei ein armer Tropf
Bei cultivirten Feldern.

Da wurd' ich nun, ich weiß nicht wie,
Ein Priester, Seelenhirte,
Doch auch als solcher fühl' ich wohl,
Daß im Beruf ich irrte.



Ferdinand von Saar.

Mahnung.

Wenn dir ein gold'ner Traum zerrann,
　　Und rauh die Wirklichkeit dein Herz zerspaltet,
Nicht mit dem Schicksal had're dann,
　　Das nur in deinem Innern lebt und waltet.

Wie sehr man dir auch weh gethan,
　　Was du auch Alles von der Welt erduldet —
Vielleicht, siehst du es ruhig an,
　　Erweist sich doch, daß du es selbst verschuldet.

Und klage nicht mit lautem Groll,
　　Daß du allein nur ungeliebt auf Erden,
Erwäge stumm und demuthsvoll,
　　Ob du auch würdig bist, geliebt zu werden.

So lernst du still und allgemach
　　Dein Wesen bis zur Wurzel klar erkennen,
Und was man auch an dir verbrach:
　　Erlebt und nicht erlitten wirst du's nennen.

Die Zähre, die im Aug' dir ruht,
　　Gleich einer Freudenthräne wird sie fließen,
Und angehaucht von hehrem Muth
　　Wird selbst die tiefste Wunde leis sich schließen.



Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,
Und schaudervoll sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch, sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Ergebung.

Mag immerhin der Strom entgleiten,
Der meines Lebens Kahn entführt,
Indeß der Bord der Jugendzeiten
Sich mir in Fernungsduft verliert.

Zwo Töchter der Erfahrung stiegen
In meinen Kahn und weichen nie:
Verklärten Schmerz in trüben Zügen,
Süßlächelnde Melancholie.

Die Andere, die mit leisem Dämpfer
Der Seele Saiten reiner stimmt,
Ergebung, die geprüfte Kämpfer
In ihres Schilds Umschattung nimmt.

Wenn jene tief in meine Laute
Nach rührenden Accorden greift,
Ruft die der höhern Welt Vertraute:
Getrost! auch deine Palme reift.

Still seh' ich, wie zu seiner Mündung
Des Lebens Wellenspiel mich reißt.
Erhöht die Schwermuth die Empfindung,
So hebt Ergebung meinen Geist.



Lied.

In's stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
In's stille Land?

In's stille Land?
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! Zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! künft'gen Schicksals Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
In's stille Land.

Ach Land! Ach Land!
Für alle Sturmbedrohten;
Der mildeste von unsers Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
In's Land der großen Todten,
In's stille Land!



Gnome.

Verkannte, klaget nicht, wenn hier die Bosheit siegt,
Erwartet, Edle, nie Gerechtigkeit im Leben!
Das Beste, was im Menschen liegt,
Wird man am schwersten ihm vergeben.



Friedrich von Sallet.

Der Wanderer.

Ein Wand'rer schreitet stumm und düster fort
Auf öder Höh' durch wildes Heideland;
Er hat vergessen fast, daß ob ihm dort
Ein Himmel einst und d'ran die Sonne stand.

Denn rings hat Nebelgrau ihn so umbaut,
(In weiter Welt ein Kerker öd' und dicht)
Daß er des nächsten Schrittes Ziel nicht schaut.
Was kümmert's ihn, ob er es kennt, ob nicht?

Sonst grüßt den Wand'rer wohl der Lerche Sang,
Hier — Alles todt, sein Tritt nur dröhnet laut;
Sonst streicheln Lüft' und Düft' ihm wohl die Wang',
Hier — frißt sich kalter Reif nur in die Haut. —

Jetzt, scheint's, zertheilt die trübe Masse sich;
Aus weißer Scheibe strahlt es matt hervor,
Dicht ihm zu Füßen taucht in schmalem Strich
Nur dürr Gestrüpp und Krüppelholz empor.

Gespenstig streckt buckligter Bäumlein Zahl
Stilljammernd die verrenkten Finger aus,
Und ein ergrauter Fels ragt wie ein Mal,
Und kündet: „Hier ist alles Leben aus."

Der Wand'rer achtet's nicht und schreitet schnell.
Sieh! da durchzuckt die Welt der Sonne Blick,
Und, Pfeil auf Pfeil entsendend, treibt sie hell
Geballtes Nebelungethüm zurück.

Und seitwärts öffnet sich das graue Meer,
Und aus der Tiefe lacht im milden Glanz
Ein üppig zauberisches Thal daher,
Bedeckt mit Wald und grünen Reben ganz.

Mit segentriefenden Schwingen weht ein Strom
Glanz, Farb' und Frische über Thal und Feld,
Und, wie ein Stern, bestrahlt ein ferner Dom,
Vom Sonnenlicht geküßt, die helle Welt.

Der Wand'rer bleibt, gebannt vom Zauber, steh'n,
Und wie er sinnend auf das Wunder sieht,
Ist's doch, als hört' er ferne Glocken weh'n,
Als kläng' herauf der Nachtigallen Lied.

Ein Lächeln über's blasse Antlitz schwebt
Schnell hin, wie über'm Grab ein Engel wohl;
Doch plötzlich, schüttelnd sich, von Schauer durchbebt,
Kehrt er sich ab und geht und seufzet hohl:

„Weh' mir! Schon wähnt' ich Alles durchgekämpft,
In meinem Busen Alles stumm und kahl,
Von öd' einförm'gen Nebelgrau gedämpft
War längst der Hoffnung, der Erinnrung Strahl."

„Wozu mich äffen mit dem Zauberbild,
Das meinen Schmerz aus eisernem Schlafe weckt?" —
Und wie er solches spricht, fortschreitend wild,
Hat auch die Sonne schon ihr Haupt versteckt.

Rollend verschlingt den Grund der Nebel Meer,
Das, steigend, Brust und Haupt ihm kalt umschleicht,
Den Reif aus Bart und Locken schüttelt er
Und eine Thrän' auch aus dem Aug' vielleicht.

Und stumm und düster eilt er wieder fort,
Wohin sein Aug' führt — ihm ist's unbekannt.
Er seufzt: „Vergäß ich doch, daß ob mir dort
Ein Himmel einst und d'ran die Sonne stand!" —

Was hörst du staunend meinem Liede zu
Und fragst, woher mir solche Kunde stammt!
Der Wand'rer, ahnst du's nicht? bin ich, bist du,
Der Wand'rer, ach! wir sind es allesammt.



Verkappung.

Ein blühender Gefährt' steht mir zur Seiten,
Weit, wie die Welt vor uns, das Herz ihm schwillt.
Lächelnd läßt er in's lächelnde Gefild'
Den sonn'gen Blick auf sonn'ge Flächen gleiten.

Und er erzählt von gold'nen Hoffnungszeiten,
Die kräftig sich zu schaffen er gewillt,
Bis es geläng' (er sagt's erröthend mild),
Die süßverehrte Braut sich zu erstreiten.

Da schau', ihm unbemerkt, ich tief im Thal
Ein dunkles Plätzchen in der fernsten Ecken,
Wo morsche Kreuze schief die Arme strecken.

Und mich durchweht ein Graus mit einem Mal:
Der zu dir spricht ist ein verhüllt' Gerippe,
Ein Schädel grinzt ihm unter frischer Lippe.



Warnung.

Anseh' ich dir's am Blick, dem stieren, hohlen:
Zitt're! denn vor dir selbst bist du nicht sicher.
D'rum, rath' ich, menge dich in's Theegekicher,
Und fern der Wildniß halte deine Sohlen!

Bei Jubelsang berausche dich in Bowlen!
Sei kein auf Faust und Byron Dich-Erpicher,
Und schlafe nie (denn nichts lockt schauerlicher)
Zusammen mit geladenen Pistolen!

Lass' zum Bewußtsein kommen nicht den Leuen,
Der in dir ruht, leisgrollend, halb im Schlummer,
Kirr' ihn durch jedes eitlen Thuns Verrichtung!

Denn springt er mähneschüttelnd auf mit Dräuen —
Ist's deinen Lieben hier zu langem Kummer,
Und dir — — zu ewiger Vernichtung.



Frühlingsgottesdienst.

Wenn sie zum Seh'n noch taugen,
Nicht ganz umflort von Nacht:
O, schaut mit off'nen Augen
Doch in die helle Pracht!

Und klar müßt ihr erkennen
Den ewig einen Geist,
Wie ihr ihn auch mögt nennen,
Der heute Frühling heißt.

Im Lerchenhimmel, im blauen,
Im Waldesgrün so lind —
Wo wär' er nicht zu schauen
Für jeden, der nicht blind?

Doch nicht als Vogelscheuche,
Als Götzenwachsfigur,
Durch seltsame Gebräuche
Uns zu versöhnen nur.

Nein, als ein sorglos Schaffen,
Ergossen durch die Welt,
Die er als Eins im straffen,
Bewußten Selbst erhält.

Was wollt ihr mit geäfften
Wort und Geberdenspiel?
Er wirkt in tausend Kräften
Das ewig eine Ziel.

An's Grün lehnt eu're Wangen!
Ihr lehnt an seiner Brust.
In's Blau schaut sonder Bangen!
Ihn grüßt ihr, tief bewußt.

Ihr seid in seinem Herzen,
Wenn ihr nur in der Welt.
Sie ist ein Saal voll Kerzen,
Von seinem Sein erhellt.

O, flieht aus dumpfen Schranken
In's off'ne Gottesmeer!
Aufathmen die Gedanken,
Denn sie sind Er, nur Er!

Der Vorhang ist zerrissen,
O, seliges Geschick!
Des Weisen tiefstes Wissen
Ist nur ein Kindesblick.

Ein Blick in den Uralten,
Der noch urjugendlich.
Ihn hab' ich im Allwalten,
Und auch im Punkt, im Ich.

Im eigensten Gemüthe
Ruh' ich ihm unverwandt,
Wie eine stille Blüthe
In eines Kindes Hand.



Adolf Friedrich von Schack.

Trennung.

Noch einen mir, der Kraft mir leihe!
Gieb, Weib, bevor ich scheiden muß,
Für Leben mir und Tod die Weihe
In einem langen, heil'gen Kuß!

Laß brennend ihn von deinem Munde
Mir bis in's Herz des Herzens glüh'n,
Und duftend glänze diese Stunde
Gleich Rosen, die auf Gräber'n blüh'n!

Um uns're selig=süßen Schmerzen
Soll sie, und um des Abschieds Qual,
Aufflammen halb wie Hochzeitkerzen,
Und halb wie Leichenfackelstrahl;

Und fern noch in der Trennung Wehe
Mir leuchte sie, wenn ich verirrt
Am Rand des jähen Abgrunds stehe,
Und Alles um mich finster wird.



Einst und jetzt.

Nur eine von jenen Nächten,
Nur eine gebt mir zurück!
Wie klopfte mein Herz beim sinkenden Tag
Entgegen dem kommenden Glück!

Sobald Orion, der leuchtende, glomm
Am Saum der Cypressenschlucht,
Glitt leicht auf plätschernden Wellen
Mein Boot in die Uferbucht.

Hernieder streckte der Oelbaum
Die Aeste mir über die Fluth;
Aufflatterte scheu bei meinem Nah'n
Der Hänfling von seiner Brut,
Und rasch von Zweigen zu Zweigen empor
Klomm ich im dunkelnden Grün,
Bis wo der Balkon hellblinkend
Durch's Blätterdickicht schien.

Ein Licht, am Gitter flimmernd,
Ein rauschendes Nachtgewand,
Von Locken umwallt eine weiße Gestalt,
Und eine winkende Hand,
Und ein Augenpaar, so tief, so klar —
O, als ich es leuchten sah,
Bleich schien mit allen Sternen
Des Südens Himmel mir da.

Doch weh'! was wollen die Bilder
Aus Tagen, die längst entfloh'n?
Verwelkt die Blüthen des Frühlings nun,
Behäuft mit Schnee der Balkon!
Der Winter schüttet vor meiner Thür
Die eisigen Locken im Wind
Und deutet höhnend auf Wonnen,
Die lange begraben sind.



Erinnerung.

Die letzten Strahlen verglimmen,
Vom Heerrauch dunkelt das Moor,
Mir tönen bekannte Stimmen
Im Winde der Nacht an's Ohr.

Blasse, nebelnde Schatten
Kommen und schwinden zurück
Und schauen mich an mit dem matten,
Dem todesstarren Blick.

Sie sprechen von alten Tagen,
Von alter Lieb' und Lust
Und sinken mit Weinen und Klagen
Mir an die klopfende Brust.

Still, Herz, du hoffst vergebens,
Daß der Tod es zurück dir giebt,
Was in dämmernder Frühe des Lebens
Du einst gehabt und geliebt.



Aus der Heimath.

Laß still die Thräne rinnen
Auf deinen Heimathheerd!
Genesest du nicht innen,
Was ist das Außen werth?

Vergebens in die Weite
Späht hoffend dein Gesicht;
Dein düsteres Geleite,
Die Trauer, läßt dich nicht.

Ob Länder auch und Meere
Die Ferne dir enthüllt,
In deiner Brust die Leere
Wird nimmer ausgefüllt.

Durch alle Zonen flüchte,
Durchschweife jede Flur,
Du siehst verdorrte Früchte
Und welke Blüthen nur.

Ein Nebeldunst, ein gelber,
Umhüllt das Himmelszelt,
Und finster, wie du selber,
Ist um dich her die Welt.



Frühlingstag.

Als winterlich umnachtet,
Erstarrt die Erde lag,
Wie hab' ich nicht geschmachtet,
Nach dir, o Frühlingstag.

Ich dachte: wenn im linden
Lenzhauch der Himmel blaut,
Dann wird mein Kummer schwinden,
So wie die Flocke thaut.

Nun bist du da, Erflehter,
Mit Duft und Farb' und Klang,
Hoch aus dem blauen Aether
Ertönt der Lerche Sang.

Es lächeln deine Kinder,
Die Blüthen, froh erwacht,
Doch trauernd, wie ein Blinder,
Steh' ich vor all' der Pracht.



Herbstgefühl.

Wie wenn im frost'gen Windhauch tödtlich
Des Sommers letzte Blüthe krankt,
Und hier und da nur, gelb und röthlich,
Ein einz'les Blatt im Windhauch schwankt:

So schauert über meinem Leben
Ein nächtig trüber, kalter Tag;
Warum noch vor dem Tode beben,
O Herz, mit deinem ew'gen Schlag!

Sieh' rings entblättert das Gestäude!
Was spielst du, wie der Wind am Strauch,
Noch mit der letzten, welken Freude?
Gib dich zur Ruh'! bald stirbt sie auch.



An den Abendstern.

O Stern, der du vom fernen Osten her,
So einsam kommst, verlassen von den Andern,
Was ziehst du ruhelos im steten Wandern,
Ein müder Pilger, über Land und Meer.

Dein Strahl hängt bebend auf der Wellenbucht
Und zittert durch die trüben Nebel nieder,
So wie durch thränenvolle Augenlieder
Ein Blick von dem, der stets vergebens sucht.

Am Abend grüßt mein Auge dich, wenn matt
Der Fuß mir strauchelt von des Tages Mühe,
Und dich, sobald die erste Dämmerfrühe
Empor mich scheucht von meiner Lagerstatt.

Wie du bin ich; du dort am Himmelsrand,
Auf Erden ich einsam und abgeschieden,
O, Stern der Wand'rer, suchen wir den Frieden,
Zwei müde Pilger über Meer und Land.



Ernst Scherenberg.

Dämmerung.

Wenn mit dem Lichte um die Herrschaft
Die Nacht in blut'gem Streite wirbt,
Bis lächelnd unter seinen Wunden
Der Tag, der holde Herrscher, stirbt; —

Wenn dann die Dämm'rung ihre Schleier
Um den geliebten Todten hüllt, —
Das ist die Stunde, deren Zauber
Mit Rührung jede Seele füllt:

Die eben noch so laut gejubelt,
Die Lippe plötzlich bebt und schweigt;
Die Stirne, erst so stolz erhoben,
Sich nun in ernstem Sinne neigt.

Und auch dein Schmerz, dein grollend Hassen,
Wie Traum in deiner Brust vergeht,
Durch die es lind wie Frühlingsahnung
Von einem ew'gen Frieden weht. —

In Ein's verschwimmen Lust und Leiden,
Wie Tag und Nacht in duft'gen Schein;
Als Dämm'rung schleicht sich mild versöhnend
In jede Seele Wehmuth ein.

Dereinst.

Dereinst in schönen Tagen fand
Ich Glück in einer lieben Hand.
Wieviel ihr warmer Druck mir galt:
O, stille, still! Die Hand ward kalt.

Einst that auch mir ein süßer Mund
Des Daseins schönstes Räthsel kund.
Ein Wort, ein Kuß, was gab ich d'rum!
O, stille, still! Der Mund ward stumm.

Einst hat auch mir in Sturmesnacht
Ein Auge Tröstung zugelacht.
Wie mir sein Blick zu Herzen sprach!
O, stille, still! Das Auge brach.

Einst schlug auch mir im Menschenschwarm
Ein Herz so treu, ein Herz so warm!
Wir theilten Wonne, Kampf und Noth —
O, stille, still! Das Herz ist todt.



Georg Scherer.

Memento mori!

„Du Tannenbaum da draußen,
Was schaust' so finster mich an?"
So spricht der Knabe und schaukelt,
Von trüg'rischen Wellen umgaukelt,
Im See sich auf schwankendem Kahn.

Die Tanne rauscht: „Ich trau're,
Gedenk' ich, o Knabe, dein;
Schon blinket die Axt, um zu fällen
Mich alten, schwarzen Gesellen
Für dich — zum Todtenschrein!"



Heimweh.

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimath war:
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Und kann auch nie ein Herz zurück
Zum Herzen, d'ran es selig lag,
Es singt von dem verlor'nen Glück
Noch bis zu seinem letzten Schlag.



Schmidt von Lübeck.

Ich lag an deiner Mutterbrust.

Ich lag an deiner Mutterbrust,
Dein Pflegekind, Natur,
Das Blumenbeet war meine Lust
Und meine Welt die Flur.

Wohin, wohin, mein Paradies?
Wo find' ich wieder dich?
Seit ich das Friedensthal verließ,
Verließ der Segen mich.

Ich schweife rastlos durch die Welt
Und sehne mich zurück;
Die Welt hat Manches, was gefällt,
Doch fremd ist ihr das Glück.



Friedrich von Schiller.

Gunst des Augenblicks.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt.
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt:

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.



Die Liebe.

Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums,
In das Gemeine, das traurig Wahre
Mischt sie die Bilder des gold'nen Traum's.



Ach! des Lebens schönste Feier
Endet auch des Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.



Mahnung.

— In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.



Ernst Schütz.

Wohl liegt tief in der Menschenbrust.

Wohl liegt tief in der Menschenbrust
So kindlich still geheime Lust,
Zu lieben, Liebe zu erwecken;
Wir nahen uns der eig'nen Seele Bild,
Der Welt, mit wundersüßem Schrecken;
Wir leihen ihr, was schön das Herz erfüllt,
Ein reiner Spiegel scheint sie unsern Blicken;
Wir sehnen uns und jauchzen vor Entzücken,
Dem Kinde gleich, das sich im Spiegel sieht,
Erst scheu vor seinem Ich entflieht,
Mit liebevoller Neugier dann verweilt,
Bis es an's gleiche Herz voll gleicher Liebe eilt;
Dann, statt des vollen, liebewarmen Lebens,
Dem reichen Ziel des kindlich irren Strebens,
Ein kalt, geschliffen Glas im Arme hält.
Ja, das ist unser Schicksal in der Welt,
Das ist das Bild des armen Menschenherzen,
Erfahrung ist die Quelle seiner Schmerzen.



Heinrich Seidel.

Im Herbst.

Was rauscht zu meinen Füßen so?
Es ist das falbe Laub vom Baum!
Wie stand er jüngst so blüthenfroh
Am Waldessaum!



Was ruft zu meinen Häupten so?
Der Vogel ist's im Wanderflug,
Der noch vor Kurzem sangesfroh
Zu Neste trug.

Mein ahnend Herz, was pochst du so?
Du fühlst den Pulsschlag der Natur
Und daß verwehen wird also
Auch deine Spur!



Johann Gabriel Seidl.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht von Herzen froh zu sein.
Wie Geisterstimmen hör' ich's beben
Durch jede heit're Melodie:
Hier Tanz und Spiel und Lust und Leben,
Und — anderswo verhungern sie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze
Und dank' ich meinem Gott im Geist,
Daß ich getrost zum Tisch mich setze,
An dem mein Fleiß mich sattsam speist,
So will mein Brod nicht recht mir munden,
Das gnädig mir „der Herr" verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern sie!

Und schling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht sonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;
Ich kann sie schützen vor Entbehren,
Sie darben und sie frieren nie:
Welch' Glück, sein Weib, sein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern sie!

Ich gönne Jedem seine Wonnen,
Ich lasse Jedem seinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum Sonnen
Und wünsch' ihn Jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher!"
Doch wär' ich's, o, ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du hast volle Speicher,
Und — anderswo verhungern sie!"

Mir ist die Kunst ein Gast vom Himmel,
Der Rosen uns auf's Leben streut,
Nur bangt mir vor dem Kunstgetümmel:
Es übertäubt den Ernst der Zeit;
Es ist mehr Trunkenheit als Segen,
Ich such' umsonst die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern sie!

Sie faseln viel von Menschenliebe,
Sie streiten über Mein und Dein;
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meistens ein;
Sie streuen gold'ne Zukunftsaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie sprechen, schreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern sie!

Das eben scheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit;
Was schläft in einem Dichterhirne
Zum Troste für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim und Lieder
Dort, wo um Brod der Jammer schrie?
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach, anderswo verhungern sie!"

Gärtner Tod.

Einst setzte der Tod eine Pflanze
Auf einem Hügel sich ein;
Im ganzen Garten des Lenzes
Schien keine schöner zu sein.

Die Pflanze war ein Mägdlein,
Die Pflanze war mir lieb,
Und daß sie mir lieb gewesen,
Ich fühl' es, weil sie mir's blieb.

Der Tod, der emsige Gärtner,
Er war so treu bemüht,
Begoß sie täglich mit Thränen,
Bis sie ihm aufgeblüht.

Sie blühte so zart, so geistig,
So wehmuthreich empor;
Ich stand, den Gärtner ahnend,
Oft ernst und sinnend davor.

Die Farben verschwammen immer
In milderes Aetherblau;
Auf zarten Blättern wiegte
Sich immer klarer der Thau.

Sie neigte, gekost vom Weste,
Sich täglich mehr und mehr,
Ein Klingen, wie fernes Geläute,
Weht um ihr Beetchen her.

Und als ich kam eines Morgens
Da schien sie mir abgestreift;
Ich sagte: „Sie ist verblühet!"
Der Gärtner: „Sie ist gereift!"

Enttäuschung.

Die Jugend weiß nicht, was sie treibt.
Sie schwärmt, sie liebt, sie lebt und leibt,
Sie kennt nicht den Teufel, der in ihr steckt,
Der sie erweckt, erschreckt und neckt;
Sie glaubt, daß Alles vom Himmel stamme,
Was hell und heiß, wie himmlische Flamme.
Im Alter sieht sich das anders an,
Der schöne, himmlische Traum zerrann,
Das glänzende Feuerwerk ist verpufft,
Das schwarze Gerüst nur starrt in die Luft.



A. Freiherr von Seld.

Sonst und Jetzt.

Es gab einst Tage, da dacht' ich,
Wie bist du, Herz, so klein,
Und gehen doch soviel Leiden,
So große Schmerzen hinein.

D'rauf kamen Tage, da dacht' ich,
Ja, wohl ist's Herz zu klein,
Wie soll da all' meine Liebe
Und all' mein Jubel hinein!

Die Tage sind beide vorüber,
Das Herz ist nicht mehr zu klein;
Wie sollte für Kälte und Leere
Ein Raum nicht groß genug sein.



Nachtbild.

Kein Stern war rings zu schauen
Die Lampen löschten aus,
Der Regen tröpfelte tönend
Herunter von Mauer und Haus.

Die Leute schlafen schon lange,
Nur einer hat nicht Ruh',
Der pfeift sich: Freut euch des Lebens!
Und hämmert den Takt dazu.

Das ist der fleißige Tischler,
Der pocht und hämmert so arg;
Hat's denn so große Eile
Da mit dem stattlichen Sarg?

Der Sarg ist schon gezimmert,
Der kostet gewiß viel Geld
Und könnte mir schon gefallen,
Wär' er für mich bestellt.



Shelley.



Wechsel.

Wir gleichen Wolken, die den Mond verhüllen;
Wie blinkend sie in rastlos zieh'nder Jagd
Mit streifigem Licht die Dunkelheit erfüllen,
Doch bald auf ewig schwinden in die Nacht!

Dem Saitenspiele auch, verstimmt, verschollen,
Dem jeder Wind entlocket and'ren Ton,
Und dem beim nächsten Hauche nie entquollen
Derselbe Klang, der eben ihm entfloh'n.

Wir ruh'n — ein Traum kann unsern Schlaf vernichten;
Wir wachen — Ein Gedanke trübt den Tag;
Wir fühlen, lachen, weinen, denken, dichten,
In Weh und Jubel bebt des Herzens Schlag: —

Es bleibt sich gleich! — Der Freude wie den Sorgen
Ist stets zum Flug die Schwinge ausgespannt;
Des Menschen Gestern gleichet nie dem Morgen,
Und nichts, als nur der Wechsel, hat Bestand.



Die Todten.

Sie sterben — und die Todten kehren nimmer!
Der Schmerz, sie zählend, sitzt an off'ner Gruft,
Ein Jüngling=Greis, getrübt des Auges Schimmer; —
Weß sind die Namen, die er klagend ruft?

Die Namen sind's der heimgegang'nen Lieben;
Todt sind sie all', nur ihre Namen blieben.
Dies trauervolle Bild der Pein,
Die Gräber bleiben dir allein.

O Schmerz, mein liebster Freund, nicht länger weine!
Du willst nicht Trost — ach, wundern kann's mich nicht!
Denn hier mit ihnen hast dem Abendscheine
Du zugeschaut, und Alles war so licht
Und friedlich still wie jetzt, doch schnell entwichen —
Nun ist dein Hoffen todt, dein Haar erblichen;
Dies trauervolle Bild der Pein,
Die Gräber bleiben dir allein.



Lied.

Todt ist für immer jene Zeit,
Versunken und begraben!
Wir schau'n zurück
Mit stierem Blick
Auf uns'rer Hoffnungsträume Glück,
Die in des Lebens finsterm Leid
Wir trüb bestattet haben.

Der liebe Strom entrauschte weit —
Wir schau'n ihm nach vergebens!
Doch einsam hier
Noch stehen wir,
Denkmälern gleich entschwund'ner Zeit,
Die rasch entglitt mit Lust und Leid
Im Frührothschein des Lebens.



Der Tod.

Der Tod ist hier, der Tod ist dort,
Der Tod regiert an jedem Ort;
Drunten, droben, ringsum droht
Grimm der Tod — auch wir sind Tod.

Sein Siegel hat der Tod geprägt
Auf Alles, was in uns sich regt,
Auf unser Wissen, unser Grau'n,
. . . .

Erst stirbt uns're Freude, — dann
Die Hoffnung, dann die Furcht, — und wann
Diese todt, wird, Staub zum Staub,
Unser Leib' dem Grab zum Raub.

Was in Liebe wir umfassen,
Alles muß, gleich uns, erblassen,
Selbst die Liebe würde sterben,
Säh'n wir Jenes nicht verderben.

(A. Strodtmann.)



Karl Siebel.

Mutterthränen.

I.

Eine Thrän' im Mutterauge,
Und ein Himmel dir verdunkelt,
Und des Kindes Seele trübt sich,
Nicht ein Freudensternlein funkelt.

Eine Thrän' im Mutterauge,
Und das theure Angesicht
Trocknen rothe Kinderlippen:
„Liebe Mutter! weine nicht!"

II.

Eine Thrän' im Mutterauge!
Wilder Knabe! Wilder Knabe!
Denken wirst du dieser Thräne,
Wenn dein Schritt sich naht dem Grabe.

Eine Thrän' im Mutterauge,
Kummervoll und liebeschwer!
Deinetwegen, wilder Knabe!
Nie vergissest du sie mehr.



Ewiges Leben.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dein Leben
Lebendige Todte sein;

So werden sie im Herzen
Stets wieder aufersteh'n,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durch's Leben geh'n.

Begrab' dein eigen Leben
In And'rer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Todter,
Ein ewig Lebender sein!



Hätt' es nimmer gedacht.

Hätt' es nimmer gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würd'
Zu starrem Eis.

Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie'n Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!

Daß nach prangendem Tag
So stürmisch die Nacht,
So krank das Herz! —
Hätt's nie gedacht.



August Silberstein.

Heilung.

In einer schlichten Hütte kehrt' ich ein,
Großmütterchen, es stand am Heerde
Und tröstete das kleine Enkelein,
Das aufschrie mit gar schmerzlicher Geberde.

Das arme Kind, es hat die kleine Hand
Den Flammen allzunah' geführet
Und sich ein zartes Fingerlein verbrannt,
Die Alte war so tief gerühret!

Die Liebe gab ihr rastlos Wort um Wort,
Es drang vom Herzen zu dem Munde;
Dann führte sachte sie das Kindlein fort,
Hinaus zum kühlen Gartengrunde!

Dort grub ein Grübchen sie, hob' Erde leis'
Und sprach mit wissender Geberde:
„Ob eine Wunde noch so tief und heiß,
Sie heilt ein bischen kühler Erde!" —

Die Hütte schwand, ich sah die Welt so weit,
Das Kind erwuchs, die Jahre gingen —
Ich aber konnt' nunmehr für alle Zeit
Das Bild nicht aus der Seele bringen.

Ich sah die Alte bei des Grübchens Kreis
Und hört' bei jeglicher Beschwerde:
Ob eine Wunde noch so tief und heiß,
Sie heilt ein bischen kühler Erde!



Carmen Sylva.



Die Trauerweide.

Lieber, schlanker Baum der Thränen,
Trauerweide, mußt dich lehnen
Ueber manches stille Grab;
Neigst dein zartes Laub herab,
Daß es zitt're, daß es bebe
Und im Säuseln sanft umwebe,
Was man dir zur Obhut gab.
Nachts, wenn alles Ird'sche schweiget,
Nur der Mond wie träumend steiget
Aus dem Wald mit stillem Gang,
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickst du Thränen auf die Erde,
Daß sie angefeuchtet werde,
Singst du geisterhaften Sang.
Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiefbetrübten Herzen,
Du sollst mir der liebste sein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —
Einst, wenn ich hab' ausgelitten,
Ausgerungen und gestritten,
Wiegest du zum Schlaf mich ein.

Das Echo.

Ich rief in den Wald ein heiteres Wort,
Gleich tönte es zurück,
Und immer noch hallt es fort und fort
Von Freude und von Glück.

Ich sang in den Wald ein Lied so mild,
Es kam mit süßem Klang.
Und wirbelnd hat es die Luft erfüllt,
Noch zarter, als ich sang.

Ich schrie in den Wald den Schmerzensschrei,
So laut die Stimme war,
Und aus der Ferne tönten zwei,
Erschreckten mich sogar.

Ich sang in den Wald mit traurigem Muth
Von Schmerz und verlorenem Glück,
Das Echo, das hat aber auch nicht geruht
Und gab mir's noch trüber zurück.



Karl Stieler.



Neujahrsnacht.

Neujahrsnacht war's. Das alte Weh
Stieg auf in dieser Nacht der Weihe,
Die Sterne blitzten über'm Schnee,
Mich aber trieb's hinaus in's Freie.

Und durch die Gassen schritt ich sacht'
Und suchte deines Hauses Schwelle,
Wie der Geächtete bei Nacht
Die Heimath sucht, die theure Stelle.

So Manche nahen morgen dir
Und bringen lachend Glück und Segen.
O, laß mich Nachts vor deine Thür
Die Grüße des Verbannten legen.



Theodor Storm.

Die Zeit ist hin.

Die Zeit ist hin; du löſ't dich unbewußt
Und leiſe mehr und mehr von meiner Bruſt,
Ich ſuche dich mit ſanftem Druck zu faſſen,
Doch fühl' ich wohl, ich muß dich gehen laſſen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehſt, noch einmal danken dir;
Und magſt du nie, was rettungslos vergangen,
In ſchlummerloſen Nächten heimverlangen.

Hier ſteh' ich nun und ſchaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieſer Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zuſammen leben.



Looſe.

Der einſt er ſeine junge,
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

D'rauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen ſtill und hold;
Die hat aus allen Menſchen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt;
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.



Bettlerliebe.

O, laß mich nur von ferne steh'n
Und hangen stumm an deinem Blick;
Du bist so jung, du bist so schön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich so arm, so müde schon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O, wär' ich doch ein Königssohn,
Und du ein arm', verlor'nes Kind!



Julius Sturm.

Lied.

Still wollt' ich meine Schmerzen tragen,
Nicht ahnen solltest du mein Leid,
Es sollten keine düstern Klagen
Verscheuchen deine Heiterkeit.

Der Lippe Thor hielt ich verschlossen,
Den Schmerz bezwingen konnt' ich nicht,
Er hat durch's Auge sich ergossen
Und tritt als Thräne an das Licht.



Guter Rath.

Sucht dich die Freude, grüße sie,
Sie schmückt das Erdenleben;
Gieb Raum ihr, doch vergiß es nie,
Daß Flügel ihr gegeben.

Und wenn dich Leid und Weh ereilt,
Mußt sie geduldig tragen
Und hoffen, daß die Wunde heilt
Die Hand, die sie geschlagen.



Kein Herz.

Das ist der schwere Fluch, der auf uns ruht,
Daß wir gleich Kindern nach den Sternen greifen
Und als Phantasten mit erhitztem Blut,
Irrsternen gleich, in's Ungemess'ne schweifen.

Daß wir, gestachelt durch der Lüste Gluth,
Vom Baum der Früchte pflücken, eh' sie reifen,
Und, wenn sie sauer sind, mit kind'scher Wuth
Sie von uns schleudern und dann greinend keifen.

Uns fehlt die Kraft, uns fehlt das ernste Streben,
Das keine Mühe spart und keinen Schweiß
Im Ringen um des Lebens höchsten Preis.

Künstlich im Treibhaus reifte unser Leben;
Fad' ist der Kern, wie auch die Schale gleißt;
Todt ist das Herz, am Schwindel krank der Geist.



Der neue Tannhäuser.

Arthur Schopenhauer.

Friedberger Kirchhof! Mein vergnügtes Wandern
Durch's rosige Sein ward hier zur Pilgerfahrt:
Hier ruht ein Mann: er war nicht wie die andern,
Und eine Thräne rinnt mir in den Bart.

Vom Lindenbaum verdorrte Blätter sanken,
Doch durch der Wolken sturmgepeitschtes Grau
Erglänzten klar, wie seines Geist's Gedanken,
Die Sterne her vom dunkeln Himmelsblau.

Er hob empor der Dinge Majaschleier,
Den Nebelflor des Weltenzauberrings,
Kühn trat er hin, der Wahrheit ernster Freier,
Mit neuer Antwort vor die alte Sphinx.

Das Licht, das selbst Natur sich angezündet
In diesem Hirn, sie blies es thöricht aus,
Das ew'ge Weltenauge ist erblindet
Und modert nun im morschen Bretterhaus.

Ein schwarzer Marmor! Schnee und Regenschauer
Verlöschen fast der Lettern gold'nen Glanz,
Den stolzen Namen: Arthur Schopenhauer —
Zu Häupten lag ein welker Lorbeerkranz.

Doch Immergrün mit lotosblauer Blume
Schmückt hold lebendig ihm den Leichenstein,
Laßt denn auch mich an diesem Heiligthume
Dies Blatt als Kranz von Immortellen weih'n!

Ich kannte nur, leichtsinniger Geselle,
Des Epicuros Lust und Seligkeit,
Doch du hast mir gepredigt uns're Hölle
Und unsern Himmel, Buddha dieser Zeit!



Feil hat sie Rettig.

Feil hat sie Rettig und Rapunzeln,
Das alte Weib, ich seh' ihr zu,
Ich sehe unter ihren Runzeln
Die Schönheit — sie war schön, wie du.

Die Alte bläst in's Kohlenbecken,
Es sprüh'n die Funken, und sie lacht:
Die kleinen Flammengeister wecken
Erinn'rung mancher Liebesnacht.

Sie seufzt, ihr rothes Aug' wird trüber,
Es zittern ihre alten Knie —
O, Klara, geh'n wir rasch vorüber,
Sonst denk' ich: du wirst einst wie sie.



Die Glocken dröhnen so dumpf vom Dome.

Die Glocken dröhnen so dumpf vom Dome,
Es leuchten die Lichter durch Weihrancharome
Tieftraurig, es summen die Trauergebete —
Dicht nebenan klingt Geig' und Trompete.

Sie spielen auf zu üppigen Tänzen,
Lichtbunte Lampen locken und glänzen —
Neben das heilige Haus des Herrn
Baut Häuser die Teufelin Venus sich gern.

Unsterbliche Lust ihr im Auge glänzt,
Ihr Mund den Becher des Lebens kredenzt —
Im Gotteshaus hängt Gottes Sohn,
Der Tod mit blutiger Dornenkron'.

Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet diese Welt der Sünden,
Verneinet euch selbst, und alles Leid
Wird Ruh' in Gott und Seligkeit.

Ihr fragt verzweifelnd: was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott!
Das selige Nichts, die Todesruh' —
O, schließt das Auge der Dinge zu!

Wir aber haben Wachs in den Ohren,
Wir sind des Teufels schwachköpfige Thoren,
Er will und immer sagen wir: ja!
Und die leidende Welt steht immer noch da.

Ja, unser Wille, ohne Zweifel,
Das ist die Welt, das ist der Teufel:
Zögst du den alten Adam aus,
So ginge die Weltgeschichte nach Haus;

So stände still das Rad der Natur,
So wäre die Flamme der Creatur
Gedämpft, und ausgelöscht ihr Wehe —
Indessen der Wille der Menschheit geschähe!

Sie träumt ja gern den großen Traum
Noch immer fort in Zeit und Raum,
Und ewig hängt am Kreuz vergebens
Der todte Gott des ewigen Lebens.



Parenthese.

Doch zum Henker Parenthesen!
Freilich sind sie fast entschuldbar —
Denn das ganze Menschenleben
Ist ja nichts als Parenthese —

Ja, das Leben ist die große,
Kleine, bunte Parenthese
Zwischen Nichts und Tod, vielleicht auch
Zwischen Nichts und zwischen Garnichts.

— Garnichts, jenes sich're Nichts,
Jenes süße, das uns vor der
Menschlichen Geburt umfangen,
Absolutes, sel'ges Nichts;

Nichts, das unbekannte Land,
Dem wir nach dem Tod zusteuern,
Jener Schlaf, vor dessen Träumen
Hamlet bangt . . . ist's wirklich nichts?



Wir seh'n in frühen, — späten Jahren.

Wir seh'n in frühen, — späten Jahren
Das Heiligste zur Grube fahren,
Das Ende vom Liede ist Asche und Staub:
Es welkt sogar des Lorbeers Laub.

Vergiftete Pilze, — graufarb'ge Gedanken
Umringen stets den Lebenskranken,
Und dennoch durch des Todes Lehren
Läßet das Leben sich niemals bekehren.



K. R. Tanner.



Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
Ach! wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten.



Alfred Teniers.



Die Drei.

Der Eine schlinget Riemen fromm
Um Stirne sich und Hand . . .
Der Zweite wirft vor'm Kruzifix
Sich gläubig in den Sand . . .

Der Dritte sagt: „'s giebt keinen Gott,
Der Zufall nur herrscht blind!" . . .
Und dennoch, dennoch alle Drei
Gleich unglückselig sind.



A. J. von Tschabuschnigg.

Zu spät.

Was willst du, arme Rose, noch am Hage,
Der schon in Frost mit welken Blättern steht?
Voll Blüthen sah'n ihn einst des Lenzes Tage,
Sie sind vorüber, und es ist zu spät.

Ein Schmetterling auch da noch, eine Schwalbe
Ihr Nest umirrend, eh' sie wandern geht,
Auch eine Lerche flattert noch um's falbe,
Trostlose Stoppelfeld, — es ist zu spät!

Es ist zu spät! ein jedes Ding auf Erden
Hat seine Zeit zum Blüh'n und zum Vergeh'n;
Was wir gewesen, können wir nicht werden,
Und wo uns wohl ist, bleiben wir nicht steh'n.

Wär'st du im jungen Lenze mir begegnet,
Gäb's einen Glücklichen auf Erden mehr;
Und doch, die späte Stunde sei gesegnet,
Wo du vorüberschwebst, verhängnißschwer.

Der Erde Schönheit liegt in deinen Mienen,
Was Holdes aus den Himmeln niederweht,
Ist mir verklärt in deinem Blick erschienen,
Und doch — mich fröstelt, ach, es ist zu spät!



Albert Träger.

Einst wirst du schlummern.

Ob Nachts auch thränenfeucht dein Pfühl,
Und heiß die ruhelosen Lider,
Einst wirst du schlummern sanft und kühl,
Und keine Sorge weckt dich wieder.

Vergehe nicht in Angst und Qual,
Es eilt die Stunde, dich zu retten;
Vier Bretter nur braucht's dünn und schmal,
Ein müdes Menschenherz zu betten.

Und du auch findest eine Hand,
Die Augen sanft dir zuzudrücken,
Mit einer Blume, einem Band,
Dir deinen Sarg noch auszuschmücken.

Der Tod bringt Ruhe deinem Harm,
Die dir das Leben nie vergönnte,
Halt' aus; es ist kein Mensch so arm,
Daß er nicht endlich sterben könnte.



Ludwig Uhland.

Traum.

Es hat mir jüngst geträumet,
Ich läg' auf steiler Höh';
Es war am Meeresstrande,
Ich sah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein schmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ufer stehend,
Als wär' ihm lang' die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein lust'ger Zug daher.
Wie Engel thäten sie glänzen,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran im Zuge schwärmten
Der muntern Kinder viel.
Die Andern Becher schwangen,
Musicirten, sangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie sprachen zu dem Schiffer:
„Willst du uns führen gern?
Wir sind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde scheiden,
All' von der Erde fern."

Er ließ in's Schiff sie treten,
Die Freuden allzumal,
Er sprach: „Sagt an, ihr Lieben,
Ist Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir sind Alle!
Fahr' zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit frischen Winden,
Fern', ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.



Lebe wohl.

Lebe wohl, lebe wohl mein Lieb!
Muß noch heute scheiden!
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.



Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum;
Mit Ungestüm und Thränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: Nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch zusammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt,
Und nur das Echte, Reine,
Das Menschliche begehrt,
Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann!



Titus Ullrich.

Notturno.

Wir gingen einsam durch die Gartenflur
　　In stiller Nacht:
Die Sterne und dein Aug' ergossen nur
　　Noch Licht und Pracht.

Wir gingen stumm, — du schwebtest droben hoch
　　Im Glanzrevier!
Und nur dein Herz, das war auf Erden noch
　　Und war bei mir!

Da plötzlich hielt dein Schritt — Was schaust du, sprich,
　　So groß mich an?
Du fielst mir um den Hals' — und küßtest mich,
　　— Und weintest dann.



Emile Mario Vacano.

Ein Grab.

Alt schon ist das kleine Brieflein,
Das ich im Gebetbuch hab';
Oben d'rauf da steht mein Name —
Dieses Brieflein ist ein Grab.

Es enthält ja einen Leichnam
Ohne Herzschlag, ohne Blick,
Halb verwest und kaum erkennbar;
Dieser Leichnam ist: — mein Glück!



Die Zigeunerin.

Der Wind geht rauh und wimmernd,
Der Himmel trübt sich schwer,
Die Kürbisblätter wanken
So fröstelnd hin und her.

Das arme Zigeunermädchen
Spinnt ihren Faden lang,
Der Blick ist ihr so müde,
Das Herz ist ihr so bang.

„Mein Lager ist so frostig,
Ich bin so braun und arm.
Sein Antlitz ist so lieblich,
Sein Heim, das ist so warm."

„Ich bin die Unkrautsblüthe,
Die er im Geh'n erblickt:
Er ist der Sturm, der stolze,
Der mich im Weh'n zerflückt!"



Fr. P. von Verseck.

Wohl schalten sie mich einen Pessimisten.

Wohl schalten sie mich einen Pessimisten,
Der finster blickt, in dunkler Nacht nur lebt;
Wenn aber doch die strengen Richter wüßten,
Wie ich geliebt, was ich erlitt, erlebt',
Wie viele große Opfer fallen müßten,
Bis ich, wonach ich ringe — nicht erstrebt';
Und kennten sie das Leid, das ich muß tragen —
Ich früge sie: „Hab' ich nicht Recht, zu klagen?“



Fr. Th. Vischer.

Der Erste.

Dich möcht' ich kennen, stolzer Göttersohn,
Der du zuerst im ungeheuern Schmerz
Dem ewgen Fluch, der blassen Furcht zum Hohn,
Den Strahl gezücket auf das eig'ne Herz.

Der du zuerst geboren und erfaßt
Den Wuthgedanken, den kein Mensch noch trug:
Von dir zu schleudern dieses Lebens Last,
Den Blitz, der noch in keine Seele schlug.

Den wilden Schrei, der durch die Himmel schallt,
Den Bruch mit allem, was das Herz erfreut,
Den Sturz, den jede lebende Gewalt,
Den Erd' und Höll' und Himmel uns verbeut.

Vor meinen Augen richtet sich empor, —
Die Blicke rollen göttlich stolz und wild,
Umflattert rings von grauser Larven Chor, —
Dein aufgerecktes, blutbespritztes Bild.

Zum Himmel blickst du, und dein Auge sagt:
Du, Sonne dort, meinst du, ich liebe dich?
Zur Erde blickst du, und die Stirne klagt:
Du Thörin du, warum gebarst du mich?

Sie aber trägt den harten Vorwurf nicht
Und sendet leis, wie durch des Traumes Thor,
Umflossen süß von rosenfarb'nem Licht,
Bekannte Bilder, Hand in Hand hervor.

Der Kindheit Unschuld und der Freundschaft Glück,
Der ersten Liebe süßes Herzeleid,
Die Hoffnung, mit dem weiten, großen Blick,
Des Glaubens Kraft und stille Seligkeit.

Sie schauen ihn mit blauen Augen an,
Sie schütteln trüb das blonde Lockenhaupt,
Als fragten sie: welch' unglücksel'ger Wahn
Hat unserm Reich den lieben Freund geraubt?

Wehmüthig lächelt er — zum letztenmal!
Der alte Zorn, ein stolzer Löw', erwacht,
Die Waffe blitzt, es zischt ein rother Strahl,
Er stürzt zusammen in die ew'ge Nacht.



Wilhelm Wackernagel.

Die Trauerweide.

Ich grüne wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuschau'n sich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie steht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräser sprießen.

Der Frühling hat auch ihr geschwellt
Der Knospen viele:
Wann welket doch das Laub und fällt
Und ist am Ziele?



Nimm mich hin!

Sei auch ein Tropfen nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte, bis die Flur
Der Tag versengt;

Am Blatt, das heute währt
Und morgen fällt
Und vor dem Winde fährt
In alle Welt:

Sei nur ein Tropfen auch
Dein ganzes Sein,
Und werd' ein leichter Rauch
Am Sonnenschein:

Du schaust die Sonne doch,
Weil du verdirbst,
Und funkelst schöner noch
Und strahlst und stirbst.

Nur eine Thräne bin
Ich Armer ganz:
O Sonne, nimm sie hin
In deinen Glanz!



Nur ein Leben.

Ein Tropfen fällt: es klingt,
Das Meer nur leise;
Die Stelle wird umringt
Von Kreis an Kreise.

Und weiter, immer mehr.
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.



Philo vom Walde.

Liebesdienst.

Seltsam hat mich's stets beschlichen,
Mußt' ich seh'n am off'nen Grab,
Wie die Freunde, eh' sie wichen,
Warfen dreimal Erd' hinab.

Sonderbares Liebeszeichen!
Schreckt sie so des Lieben Bild,
Daß es ihn — den Müden, Bleichen —
Allzuschnell verscharren gilt? . . .



Wanderung.

Meine Sonne kam zum Sinken,
Und die schwarze Nacht brach an.
Keines Sternes sanftes Blinken
Will erhellen mir die Bahn.

Hart an furchtbar-tiefen Schlünden
Streift mein irrer Lebensgang.
„Dort wirst du dein Ende finden,"
Flüstert eine Ahnung bang.



Günther Walling.

Umsonst gelebt.

Es lag die Welt vor ihm mit hundert Wegen,
Merkur wies ihm sein rothes Gold von fern,
Der stolze Vater Ordensstern und Degen,
Die fromme Mutter pries den Dienst des Herrn.

Ihm aber war's, als säh' er leuchtend schweben
Ein hohes Weib in märchenhaftem Glanz
Und glückverheißend zu den Wolken heben
Ein Saitenspiel und einen Lorbeerkranz.

Und schnell entschlossen wandte er den Rücken
Dem Ruhm, der Kirche und Fortunens Gunst,
Brach hinter sich entzwei die letzten Brücken,
„Dein bin ich," rief er, „vielgeliebte Kunst!" — —

Und nun nach Jahren, — kennst du noch ihn wieder
Den Mann, der ernst und traurig vor dir steht?
Ihn schmückt kein Kranz, verklungen sind die Lieder,
Die einst er sang, verschollener Poet!

Was frommt es ihm, daß er gefolgt den Spuren
Des Traumbilds und gelebt dem Ideal,
Ein Fremdling blieb er auf der Erde Fluren
Und war zu Haus nicht in der Götter Saal.

Wohl war ihm hie und da ein Lied gelungen,
Doch was in tiefster Seele jauchzt und klagt,
Zu künden so, daß jedes Herz bezwungen,
Blieb unerreichbar, ewig ihm versagt.

Nun ist er alt und krank, es raſ't das Fieber
In seinem Blut, die bleiche Wange glüht,
Und vor des Kranken inn'rem Aug' vorüber
Sein langes, trostlos langes Leben zieht.

Da sieht er plötzlich wieder fernher schweben
Das hohe Weib, gehüllt in Trauerflor,
Ihr Blick ist ernst, und ihre Hände heben
Statt Lorbeer heut' den Todtenkranz empor.

„Fluch dir," so ruft er, „die auf falsche Bahnen,
Ein täuschend Irrlicht, meine Seele zog,
Die mich erfüllt mit trügerischem Ahnen
Und märchenhaft mein thöricht Herz belog.

Als Hoffnung locktest du durch Schmeichellieder
Den Knaben einst und sangst von Ruhm und Glanz,
Doch als Erfüllung kehrst zum Mann du wieder
Und bringst ihm nichts — als einen Todtenkranz.

O Dämon, Trugbild, all' mein Thun und Ringen.
Vergebens war's, durch dich verführt, verlockt;
Verfehlt mein Dasein, Dichten, Träumen, Singen,
Ich hab' umsonst gelebt!" — — sein Athem stockt.

Schon rührt der Tod ihn an, vom blassen Munde
Der Lebenshauch mit seinem Geist entschwebt;
Und spottend ruft das Echo in der Runde
Sein letztes Wort ihm nach: „Umsonst gelebt!"



Feodor Wehl.

Reue des Ueberlebenden.

So lang vom Lebensstrom getrieben
Sie freundlich mir zur Seite ging,
Wie sorglos war ich, nicht zu lieben,
Die doch so liebend an mir hing.

Wie konnt' ich ungerührt ihr Klagen
Ach, ihre stillen Thränen seh'n
Und nicht mit einer Silbe sagen:
Was dich bewegt, ich kann's versteh'n.

Nun aber, da sie hingeschwunden
Im dunklen Reich des Todes weilt,
Nun fühlt mein Herz in bangen Stunden
Von dumpfer Reue sich ereilt.

Mit Seufzen ach! und bitt'ren Zähren
Wünsch' ich sie tausendmal zurück,
In reicher Füll' ihr zu gewähren,
Was ich ihr vorenthielt an Glück.

Das Glück, das And're dir geboten,
Wie bitter hast du sein entbehrt;
Doch bitt'rer, wenn du selbst es Todten,
Da du es konntest, nicht gewährt.



Der Mönch.

Einsam an der Klostermauer
Lehnt ein Mönch im Sonnenstrahl,
Und sein Auge blickt mit Trauer
In das grüne Wiesenthal.

Welch' ein frisches, munt'res Leben
Wie es lustig tönt und schallt!
Winzer jubeln bei den Reben,
Und das Jagdhorn klingt im Wald.

Wasser rauschen, Vögel singen,
Und in Freud' durch Flur und Hain
Hört man heit're Kinder springen,
Spielend ihren Ringelreih'n.

Kornblumkranz in blonden Haaren,
Wandelnd durch das Aehrenfeld,
Läßt sich manches Paar gewahren,
Das sich lieb umschlungen hält.

Unten auf den blum'gen Matten
Steht die junge Schäferin,
Und aus eines Baumes Schatten
Blickt sie still zum Kloster hin.

Diesen Blick gar viele Tage
Sandte sie dem Mönche zu,
Daß voll Wehmuth er ihn frage:
Armer, warum trauerst du?

Ob der Blick den Mönch erreichte?
Ahnt sein Herz, was sie gemeint? —
Weiß nur: als er ging zur Beichte,
Hat er bitterlich geweint.

Der Entsagende.

Fahrwohl! Fahrwohl! Und ohne Klage
Reich' ich zum Abschied dir die Hand.
Kein Wort und keine Miene sage,
Was tief für dich mein Herz empfand.

Hinauszieh'n will ich in die Ferne
Und suchen, wo ein stilles Thal
Verschwiegen schauen läßt die Sterne
Herab auf meiner Liebe Qual.

Da will ich einsam ruh'n und sinnen
Der Zeiten, da ich selig war,
Und wenn vom Aug' die Thränen rinnen,
Dich segnen, segnen immerdar . . . .

Vergessen mag ich sein, verschollen,
Und wenn du strahlst im hellen Glück,
Ruf' nichts den ewig Kummervollen
In dein Gedächtniß dir zurück.

Ja, wenn ich niedersink' zu sterben,
Und Todesschweiß die Stirne thaut:
Nie wird für mich um Mitleid werben
Der Sterbeglocke trüber Laut.

Und nie erhältst du eine Kunde,
Wo man des Lebens müd' und matt
Den armen Dulder in dem Grunde
Des stillen Grabs versenket hat.



Wer hätte nicht einmal —

Wer hätte nicht einmal von Glück geträumt?
Wer nicht gehofft, es einmal zu erringen?
Hör' ich die Welle, die an's Ufer schäumt,
So meine ich: sie müßte mir es bringen!



Josef Christian von Zedlitz.

Nachtseite des Lebens.

Sehnsücht'ge Hoffnung, wende dich zurück,
Was suchst du noch im hohlen Schaum der Tage?
Willst du erspähen das verschwund'ne Glück? —
's war eines längst verschlung'nen Zaubers Sage. —

Was rosig einst das Leben ausgebreitet,
Zerflossen ist's wie Nebel vor dem Blick;
Ist alles denn so schnell, so schnell entgleitet,
Blieb von dem bunten Schmelze nichts zurück? —

Den Kranz des Ruhmes sah ich aufgehangen,
Ein Gluthstrom wogte schwellend in der Brust —
Auf dieses Haupt ihn würdig zu empfangen:
O, meiner trunk'nen Seele höchste Lust! —

Ist er verblüht? — Die ungestüme Welle,
Ist sie versiegt? Erlosch das Flammenmeer? —
Ja, es erlosch! und die geweihte Stelle
Gleicht einer Brandstatt, öde, schwarz und leer.

Die Liebe winkte mir in ihre Haine: —
Ein Wollustlächeln schwamm um die Natur;
Die Brunnen sprachen und des Felsens Steine,
Und tausend Leben webten in der Flur.

Weit war das Herz, und wie der Aar der Lüfte
Flog meine Seel' in alle Himmel auf;
Die Sprache ward Gesang, und Farben, Düfte
Und Klänge zogen zauberisch herauf.

Da hebt sich der Orkan! — Die Bäume fallen
Entwurzelt hin; die Nachtigall entflieht;
Die letzten Töne ihres Hymnus schallen,
Der süße Mund verstummt, es schweigt ihr Lied.

Und wo des Lebens frische Adern sprangen,
Da stirbt der Laut, da brütet todte Nacht. —
Wo ist das Zauberreich, das mich umfangen?
Es ist dahin! — Der Sturm hat es zerkracht!

So floht ihr treulos hin, ihr süßen Träume,
Ihr Ideale, die mein Herz gebar;
Des Lebens Blüthen starben schon im Keime;
An einem Abgrund steh' ich, bang und starr!

Und schwindelnd irrt der Blick in öden Gründen,
Was zagst du, Herz? hinüber muß der Fuß!
Kannst du die Brücke nicht, den Steg nicht finden,
Stürz' dich hinab! — Nacht deckt den Tartarus! —



Untergehen!

So muß ich denn mit trübem Auge sehen,
Wie meine gold'nen Sterne niederwallen,
Vom Lebensbaum die Blüthen abgefallen,
Und blätterlos die todten Zweige stehen.

Muß jedes Glück die leichte Luft verwehen,
Muß jeder leise Freudenton verhallen?
Wohl bin ich schwer mit dem Geschick zerfallen,
Klar ist die Fluth — doch ich muß untergehen!

— — — — — — — — —



Das Beständige.

Alles hat mir schon gelogen,
Jedes Hoffen mich betrogen,
Alles sich, wie eitel Tand,
Wechselnd von mir abgewandt;
Eines nur blieb mir getreu,
Ewig wahr und ewig neu:
Mein Herz — mein Schmerz!



Ernst Ziel.

Vergänglichkeit.

Weltall wähnt sich der Mensch; ihn erfüllen gewaltige Pläne:
Ach! da fällt ihn der Tod; Staub wird dem Staube gesellt.
Seinen Namen errettet ein Kreuz auf dem Grabe; am Abend
Nennt ihn im späten Gespräch flüchtig ein Enkel — vielleicht.



Schluß.

Nun wirst du ruh'n für immer,
Du müdes Herz. Hin ist der Wahn, der letzte,
Den ewig ich geglaubt. Er ist zerronnen.
Es schwand für holden Trug mir
Der Wunsch sogar, nicht blos die Hoffnung. Ruhe
Nun aus für immer! Lange
Genug hast du gepocht. Nichts lebt, das würdig
Wär' deiner Regungen, und keinen Seufzer
Verdient die Erde. Bitt're Langeweile
Ist unser Sein, und Koth die Welt — nichts And'res.
Beruh'ge dich! Laß diese
Verzweiflung sein die letzte. Kein Geschenk hat
Für uns das Schicksal als den Tod. Verachte
Dich, die Natur, die dunkle
Gewalt, die schnöd' uns quält, im Dunkeln herrschend,
Die grenzenlose Nichtigkeit des Ganzen.

Giacomo Leopardi.

